Militärgeschichte

Zeitschrift für historische Bildung

Heft 4/2026

Normannische Eroberung
Die Schlacht bei Hastings 1066

Brennpunkt Naher Osten
Der Suezkrieg 1956

SFOR
Bundeswehr im Friedenseinsatz

Feindbild Ork

Fantasy, Krieg und Militär

ZMS Bw
Zentrum für Militärgeschichte und Sozialwissenschaften der Bundeswehr

MILITÄR
HISTORISCHES
MUSEUM
Dresden

Hans Ticha, Spielmänner, 1980, Öl auf Leinwand, 140,5 x 100 cm, BBAS8965 (bearb.) | © VG Bild-Kunst, Bonn 2026 | Foto: MHM / Andrea Ulke

KUNST AUF KOMMANDO?

Werke zur Nationalen Volksarmee der DDR

9. Oktober 2026 bis 31. August 2027

BUNDESWEHR

Liebe Leserinnen, liebe Leser,

ein Redaktionswechsel ist noch kein Epochenbruch – auch wenn Historikerinnen und Historiker bekanntlich eine gewisse Schwäche für Zäsuren haben. Für unsere Zeitschrift »**Militärgeschichte**« beginnt dennoch ein neuer Abschnitt: Wir, Peter Lieb und Luisa Eckert, sind zwei neue Gesichter in der Redaktion und möchten daher die Gelegenheit nutzen, uns kurz bei Ihnen vorzustellen.

Peter Lieb: Bevor ich 2015 als Historiker ans ZMSBw kam, war ich unter anderem am Institut für Zeitgeschichte und anschließend zehn Jahre als Dozent für *War Studies* an der Royal Military Academy Sandhurst tätig. Von 2022 bis 2024 war ich zwischenzeitlich Referent im Bundesministerium der Verteidigung.

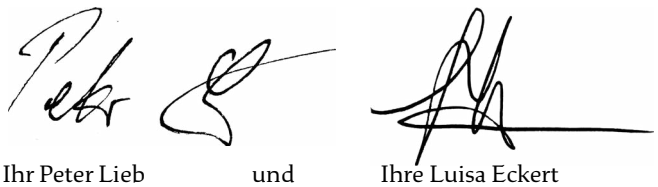
Luisa Eckert: Ich bin seit 2024 Historikerin im Forschungsbereich »Deutsche Militärgeschichte bis 1945« am ZMSBw. Zuvor habe ich mehrere Jahre als Analystin mit regionalem Schwerpunkt auf der Gemeinschaft Unabhängiger Staaten, dem Balkan und dem Kaukasus am Zentrum Operative Kommunikation der Bundeswehr gearbeitet.

So unterschiedlich unsere wissenschaftlichen Wege auch sein mögen, eines gehört für uns beide zum täglichen Handwerkszeug: der kritische Umgang mit Quellen. Diese Quellenkritik verliert im Zeitalter generativer Künstlicher Intelligenz keineswegs an Bedeutung – im Gegenteil. Texte, Bilder, Ton- und Videoaufnahmen lassen sich heute in kürzester Zeit erzeugen oder manipulieren. Desinformation und sogenannte *Fake News* sind zwar keine Erfindungen unserer Zeit. Neu sind jedoch Geschwindigkeit, Reichweite und technische Qualität, mit denen sie produziert und verbreitet werden. Gerade in Kriegen und Konflikten sind Informationen seit jeher ein Mittel der Auseinandersetzung. Umso wichtiger bleibt eine der einfachsten Fragen unseres Faches: Woher wissen wir eigentlich, was genau passiert ist? Quellen einzuordnen, ihre Entstehungsbedingungen und Absichten zu hinterfragen und vermeintliche Gewissheiten nicht ungeprüft zu übernehmen, bleibt Kern unserer Arbeit – und ist zugleich eine notwendige Kompetenz, die weit über die Geschichtswissenschaft hinausreicht.

Wir beide wollen dazu beitragen, auch künftig unseren Leserinnen und Lesern historische Zusammenhänge verständlich zu vermitteln, unterschiedliche Perspektiven sichtbar zu machen und zum kritischen Nachfragen anzuregen.

Und vielleicht gilt für Historiker wie für Redakteure am Ende ohnehin dasselbe: Vertrauen ist gut – Quellenkritik ist besser.

Wir wünschen Ihnen eine anregende Lektüre!



Ihr Peter Lieb und Ihre Luisa Eckert

ZMSBw / Andrea Nimpsch

ZMSBw / Andrea Nimpsch

Militärgeschichte | Zeitschrift für historische Bildung

mauritius images / ZUMA Press, Inc. / Alamy Stock Photos

Gut gegen Böse: Im Verteidigungskrieg der Ukraine sind Fantasy-Bezüge allgegenwärtig.

Bundeswehr / Detmar Modes

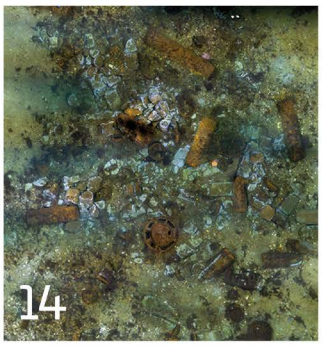
Im Einsatz: Soldaten der SFOR sichern bei einer Übung das Feldlager Railovac in Bosnien-Herzegowina.

akg-images / Manuel Cohen

Zur Erinnerung: Der Wandteppich von Bayeux verewigte den Siegeszug Wilhelm des Erobers in England.

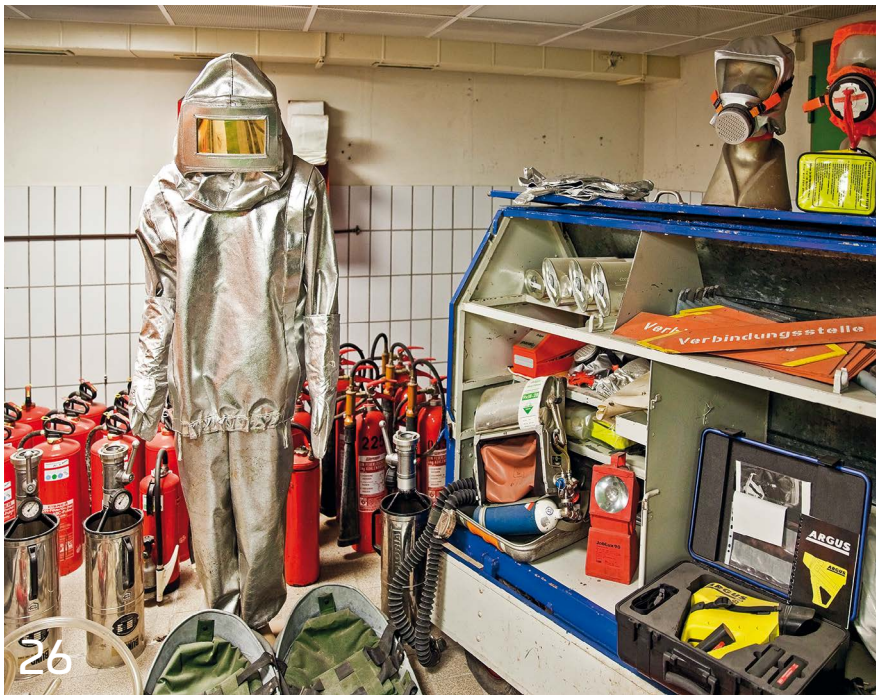
akg-images

Internationales Krisenmanagement: Nach dem Suezkrieg 1956 kamen erstmals UN-Blauhelme zum Einsatz.



DSM / Geomar

Versunkene Gefahr: Obwohl die Meere voller Munition sind, wird dies nur selten sichtbar.



akg-images / Stefan Ziese

Teil der Gesamtverteidigung: Im Rahmen der Zivilverteidigung gab es im Kalten Krieg Ausweichsitze für die politischen Entscheidungsträger. Der Regierungsbunker im Ahrtal sollte circa 3000 Personen aus dem Umfeld der Bundesregierung als Zufluchtsort dienen.

Inhalt 4/2026

6 KULTURGESCHICHTE
Fantasy und Militär
Wie Geschichten Kriege prägen

14 MILITÄRGESCHICHTE IM BILD
Munition im Meer

16 MITTELALTER
Vom »Bastard« zum Eroberer
Wilhelm von der Normandie und die Schlacht bei Hastings 1066

22 KALTER KRIEG
Militärischer Sieg und politische Niederlage
Der Suezkrieg 1956

26 IM BLICKPUNKT
Zivilverteidigung im Kalten Krieg

28 GESCHICHTE KOMPAKT
Force Z | 1941
Nürnberger Prozess | 1946
Volksaufstand in Ungarn | 1956

30 EINSATZGESCHICHTE
SFOR
Die Bundeswehr im robusten Friedenseinsatz

34 SERVICE
Bücher | Medien
Ausstellungen | Der besondere Tipp
Impressum

Coverbild: Eine Ork-Gesichtsmaske in einem ukrainischen Unterstand in der Region Donezk, Januar 2026.
picture alliance / ZUMAPRESS.com | Tommaso Fumagalli

Fantasy und Militär

Wie Geschichten Kriege prägen

Als der britische Fernmeldeoffizier J.R.R. Tolkien 1916 das Niemandsland der Somme-Offensive im Ersten Weltkrieg erlebte, ahnte der spätere Schöpfer des »High Fantasy« nicht, welche Wirkmacht seine Gedanken über 100 Jahre später in realen Kriegen entfalten würden. Für die Ukrainerinnen und Ukrainer ist »Ork« eine übliche Bezeichnung für russische Invasoren geworden.

Von Nils Birk

Der britische Philologe und Anglistikprofessor John R.R. Tolkien schuf mit seiner Trilogie »Der Herr der Ringe« das literarische Fundament für moderne Fantasy-Geschichten. Die Industrialisierung zu Beginn des 20. Jahrhunderts und seine persönliche Fronterfahrung im Ersten Weltkrieg prägten das Epos dabei vermutlich ebenso sehr wie die Lektüre nordischer, gotischer oder englischer Sagen und Märchen. Tolkien selbst sah sich als Fernmeldeoffizier während der Somme-Offensive 1916 erstmals mit dem verwüsteten Niemandsland und tobenden Materialschlachten konfrontiert. Wie sehr seine Kriegserfahrung den Fantasy-

Licht gegen Schatten: Ein Werbeplakat aus dem Jahr 2023 zeigt eine ukrainische Soldatin, die einem Ork gegenübersteht. Ein »Z« auf der Schulter weist das Monster als Angehörigen der russischen Streitkräfte aus.

autoren prägte, ist dank einer aktiven Tolkien-Forschung gut bekannt. Dass Tolkiens Eindrücke aus der Somme-Offensive heute, genau 110 Jahre später, die Kriegsrealität in der Ukraine begleiten, war hingegen nicht absehbar. Fest steht: Erfolgreiche Fantasy-Epen wie »Der Herr der Ringe«, »Die Chroniken von Narnia« oder »Game of Thrones« leben von Kriegsnarrativen und vom Kampf Gut gegen Böse. Umgekehrt lässt sich daher fragen, wie sehr reale Kriege und Konflikte vom Fantastischen geprägt werden. Diskussionen zum Thema kamen im angelsächsischen Raum in den vergangenen Jahrzehnten vermehrt auf. Das Fantastische wurde dabei aus unterschiedlichen Perspektiven untersucht, deutschsprachige Veröffentlichungen haben sich der Thematik bisher kaum gewidmet. Dieser Beitrag bringt etwas Licht ins Dunkle der militärhistorischen Facetten des Fantastischen: Welche Rolle spielt Fantasy in der Kulturgeschichte des Militärs? Wie schlagen sich Fantasy-Narrative im Kriegsalltag nieder? Wie prägen Tolkiens Geschichten die Informationskriegführung? Die Geschichte – egal ob faktisch oder fantastisch – ist seit jeher ein Kriegsschauplatz.

Fantastische (Militär-)Geschichten

Viele erfolgreiche Fantasy-Geschichten erzählen vom Krieg, von Heldinnen und Helden, von Schlachten, Monstern und Zauberern. Seit Ewigkeiten – so der Anschein – stehen sich das Gute, das Licht, und das Böse, der Schatten, unvereinbar gegenüber. Bei solch diametralen Unterschieden ist kein Frieden möglich. Fantasy-Epen wie »Der Herr der Ringe« sind gerade wegen dieser unüberwindbaren Mauern so erfolgreich. Gewiss: Einige Gestalten wandeln in Graustufen. Am Ende entscheiden sie sich aber immer für eine Seite. Und: Das Gute gewinnt.

Aber was ist »Fantasy« eigentlich? Erst einmal Unterhaltungsliteratur. Fantastische Geschichten gehen aber weit in die Menschheitsgeschichte zurück, von antiken Mythen über höfische Romane des Mittelalters hin zu den fantastischen Romanen des 19. Jahrhunderts. Viele fantastische Geschichten wurden im Verlauf der Zeit neu interpretiert und als authentisch wahrgenommen, so die Artus-Sage, welche ihre Ursprünge im 9. Jahrhundert hat und über Jahrhunderte als Legitimationsgrundlage für die englische Krone diente. Schon damals konnte die Fantasie gefühlte Realität

mauritius images / ZUMA Press, Inc. / Alamy Stock Photo

Mauritius images / Andrii Chagovets / Alamy Stock Photos

Modernes Grabensystem in der Ukraine: Tolkien erlebte den Krieg in den Schützengräben des Ersten Weltkriegs. Im November 1916 wurde er aufgrund von sogenanntem Grabenfieber zurück nach England geschickt.

werden. Die heutige »(High) Fantasy«, das klassische Fantasy-Genre, entstand in den 1960er-Jahren, vor allem durch Tolkiens Werke. Dieser sah darin ebenfalls ein uraltes Phänomen: »*Fantasy is a natural human activity*«, schrieb der Professor für englische Literatur 1966.

Ob fantastisch oder faktisch: Narrative und Geschichten spielen eine elementare Rolle in der Informationskriegführung. So verkündete der damalige ukrainische Verteidigungsminister Oleksij Resnikow im August 2022, gemeinsam werde die Ukraine die »Orks« (gemeint waren die russischen Invasoren) überwinden und »Mordor« (also Russland) besiegen. Gewiss, Orks und Mordor sind ausgedachte Figuren und Orte. Der Krieg in der Ukraine aber ist der erste Konflikt, in dem Fantasy-Narrative derart stark verbreitet sind und Kriegserfahrungen prägen. Der Krieg gegen russische »Orks« ist für ukrainische Soldatinnen und Soldaten echt. Wie konnte es dazu kommen?

Die Monster, die wir riefen

Der Ork entsprang nicht einfach Tolkiens Fantasie. Monster entstehen nirgendwo ohne Grund. Menschen neigen dazu, in gesellschaftlichen oder politischen Ausnahmesituationen Projektionsflächen zu suchen. Derartige Projektionen ziehen sich wie ein roter Faden durch die Menschheitsgeschichte. Von monströsen Bergaffen der mesopotamischen oder sumerischen Sagenwelt über Gorgonen und Zyklopen der römischen und griechischen Mythen bis zum bösartigen Lorg, einem einäugigen, kinderstehlenden Riesen der Tiroler Folklore: Menschen schufen immer wieder Monstergestalten, um das in zivilisierten Gesellschaften geltende Tötungsverbot religiös oder ideologisch zu entkräften. Der antike »Monsterboom« der griechischen Mythologie oder Alexanders Feldzüge gegen »wilde Menschen« im fernen Osten prägten wiederum die mittelalterlichen Vorstellungen des Bösen. Der römische Unterweltgott Orcus ist eine frühe Überschneidung im Wortsinne – und im Übrigen auch verantwortlich für den Namen Orcawal. Im Mittelalter konkretisierte sich der Begriff »Ork« als eine dämonische, brutale Gestalt, die zunächst in einer Reihe von unterschiedlichen Formen auftritt. In romanischen Gebieten verbreitete sich der Orcus nun als Berggeist oder Walddämon und fand damit seine Nennung in der Geschichte des Beowulf, der gegen das Monster Grendel kämpfte, welches dem Volk der Orcneas entstammte. In diesem Heldenepos fand Tolkien den Begriff für seine Monster und schuf den modernen Ork.

Müssen Orks sterben?

Tolkiens Orks bewohnen die fantastische Welt Mittelerde, sind humanoid, furchteinflößend und krummbeinig. Sie dienen als Verkörperung von Bösartigkeit und vereinfachen die komplexe Realität: Orks sind böse und das Böse muss getötet werden. Gewaltbereit, unmenschlich und unzivilisiert bilden Orks im Fantasy-Universum die brutalen Massenheere skrupelloser Herrscher. Sie erobern, plündern und morden animalisch. Peter Jacksons Verfilmung von »Der Herr der Ringe« aus den frühen 2000er-Jahren gab diesem Bösen dann ihr Gesicht, welches bis heute nachwirkt.

Die Übernahme des Begriffs »Ork« für Angehörige der russischen Streitkräfte seitens ukrainischer Soldatinnen und Soldaten ist wiederum kein neues Phänomen. Es kann auf die enorme Beliebtheit von Tolkiens Literatur in der Ukra-

ine und Russland zurückgeführt werden. Spätestens seit der Annexion der Krim 2014 existiert diese Zuschreibung. Auf vier Arten werden die Verbindungen gezogen:

(1) Die lange Tradition, die UdSSR sowie heute Russland mit Mordor zu vergleichen, was neben der Zuschreibung der »Bösartigkeit« auf der geographischen Lage im Osten basiert, legte den Grundstein.

(2) Die nachgewiesenen Kriegsverbrechen russischer Streitkräfte gegen Ukrainerinnen und Ukrainer, aber auch gegen die russische Bevölkerung sowie die Gewalt innerhalb der russischen Streitkräfte ähneln den Beschreibungen des typisch orkischen Verhaltens bei Tolkien. Beispielhaft wird auf den nächtlichen Raketen- und Drohnenterror gegen ukrainische Städte verwiesen. Eine übergreifende Verrohung innerhalb des eigenen Militärapparats ist ebenfalls eine Überschneidung zu den Geschichten Tolkiens, der von Gewaltausbrüchen innerhalb der Orkheere schreibt.

(3) Im Zuge der russischen Invasion 2022 verbreiteten sich Gerüchte, dass gewisse Bevölkerungsgruppen in Russland, darunter besonders Soldaten aus der ostsibirischen Republik Burjatien, eher zu brutaler Gewalt neigen als andere. Möglicherweise handelt es sich um rassistische Vorurteile gegenüber den zentralasiatischen Bevölkerungsgruppen, die schon zu Zeiten der Sowjetunion diskriminiert wurden. Im Falle des Massakers in Butscha konnten die Gerüchte widerlegt werden. Eine Häufung ethnischer Hintergründe bei der Verübung von Kriegsverbrechen auf russischer Seite sind statistisch derzeit nicht belegbar.

(4) Die massiven Materialschlachten hinterlassen in der Ukraine ganze Landstriche als Niemandsland – verbrannte Wälder, Felder voller Krater und Städte, von denen nur noch Geröll übrigbleibt. Tolkiens Orks bewohnen genau solche Gegenden, was zu einer Assoziation führt.

Neben diesen vier Sichtweisen führen ukrainische Soldatinnen und Soldaten aber auch singuläre Gründe für diese Bezeichnung auf. Es wird beispielsweise auf das beobachtbare Zurücklassen von verwundeten Kameraden auf dem Gefechtsfeld, Probleme bei der Hygiene im Feld oder mangelhafte Disziplin verwiesen. In westlichen Medien erfuhr das Orkbild während der Schlacht um Bachmut größere Rezeption: Die russische Militärführung schickte Welle um Welle an schlecht ausgerüsteten und ausgebildeten Soldaten in den Tod für wenige hundert Meter Raumgewinn. Die Überschneidung mit Tolkiens Orks ist hier offensichtlich. Welle um Welle werfen sie sich gegen die menschlichen Festungen Helms Klamm oder Minas Tirith, bis die Verteidiger keine Ressourcen und kein Personal mehr haben.

Orks sind auf Werbeplakaten der ukrainischen Armee abgebildet, wie sie seit

picture alliance / Mary Evans / AF Archive / New Line C | AF Archive

Der Horror der Orks: Ob aus den Nebelbergen, dem Schattenreich Mordor oder den Gruben Isengarts. Seit Peter Jacksons Filmtrilogie haben die bösartigen Gestalten viele Gesichter.

Kriegsbeginn landesweit zu sehen sind. Ein grotesker Ork in russischer Uniform, häufig mit dem »Z« markiert, steht einem ukrainischen Soldaten oder einer Soldatin gegenüber. Immer wieder werden aus den Orks sogar zombieartige Kreaturen – eine Anspielung auf das »Z«. Und: Immer wieder nutzen russische Soldaten tatsächlich Symbole und Zeichen der Tolkien'schen Orks. So wurde 2025 in der Region Kursk durch vorstoßende russische Truppen eine Fahne mit der Weißen Hand der Orkarmee Isengards gehisst. Russische Soldaten nehmen die Fremdzuschreibung also teilweise an und präsentieren sich als »Monster« – wohl auch, um ihre Feinde einzuschüchtern. Umgekehrt bezeichnen russische Soldaten ihre ukrainischen Gegner ebenfalls als Orks und beschreiben das Töten an der Front mit Bildern aus der Fantasiewelt.

Menschen fällt das Töten leichter, wenn sie Distanz zur Handlung gewinnen. Das Töten wird kulturell überformt. Soldatinnen und Soldaten neigen eher zu tödlicher Gewalt, wenn sie sich moralisch, sozial, kulturell oder mechanisch vom Gegenüber abgrenzen können. Hier entfaltet Tolkiens Ork seine zeitlose Wirkmächtigkeit. Orks sind Kanonenfutter für die Bösen, von den Guten *müssen* sie geradezu getötet werden. Für den Helden der Geschichte ergibt sich dabei kein moralisches Dilemma – der Ork erfährt keine Vergebung. Das Töten wird zur guten Tat. Der Ork lässt sich wohl der moralischen Distanz zuschreiben: Soldatinnen und Soldaten können Orks töten, ohne sich dabei schlecht fühlen zu müssen. Die Hürde, einem Menschen das Leben zu nehmen, der als »Ork« gebrandmarkt ist, sinkt potentiell. Tolkien schuf damit den nahezu idealen, weil entmenschlichten Feind.

Max Wied

Spiel und Realität: Ukrainisches Militärfahrzeug mit dem Aufdruck »Orcs Must Die«. Der Titel bezieht sich auf ein Computerspiel der frühen 2010er-Jahre.

Der »Herr der Ringe« als geopolitisches Denkmuster

Kann man den »Herrn der Ringe« als geopolitisches Denkmuster lesen? Den Anfang nahm diese Interpretation vermutlich in der Übersetzung und Publikation der schwedischen Version des »Herrn der Ringe« im Jahr 1961. Der Übersetzer Åke Ohlmarks formulierte in seiner Einleitung eine pointierte Feststellung: Tolkiens Welt sei eine fantastische Interpretation des damals herrschenden Kalten Krieges. Während die Orks also Kommunisten verkörperten, sei der böse Herrscher Sauron der sowjetische Diktator Stalin gewesen. Diesen Vergleich wies Tolkien persönlich vehement zurück – seine Geschichte sei keine Allegorie auf die Weltlage. Gewiss, den »Herrn der Ringe« als Interpretation des Blockkonflikts zu sehen, ist zu kurz gegriffen. Neben dem jahrzehntelangen Studium nordischer Sagen und der wissenschaftlichen Arbeit am Beowulf-Mythos spielte aber auch die Kriegserfahrung Tolkiens im Ersten Weltkrieg eine relevante Rolle. Deshalb war die Annahme Ohlmarks weltanschaulich und geographisch durchaus plausibel.

In der Sowjetunion wurden Tolkiens Werke in den 1980er-Jahren ebenfalls übersetzt und publiziert und damit gleichermaßen in der heutigen Ukraine und in Russland. Vielerorts veröffentlichten Privatpersonen und Fantasy-Fans die Übersetzungen des »Herrn der Ringe«, die Kopien verbreiteten sich rasant. Es gab sogar eine offizielle Publikation und Verfilmung. Nachdem der US-amerikanische Präsident Ronald Reagan 1983 die Sowjetunion als das »Reich des Bösen« bezeichnet hatte, fielen Tolkiens Werke in der Sowjetunion der Zensur zum Opfer. Nachweisen lässt sich ein unmittelbarer kausaler Zusammenhang dieser

picture alliance / AA | Ignacio Marin

Botschaft an den Feind: Ein ukrainischer Soldat schreibt »Den Orks einen Gruß von der 46. Mechanisierten Brigade« auf eine Mörsergranate. Nicht selten werden auf diese Weise Wirkmittel gezielt an »die Orks« adressiert.

beiden Ereignisse jedoch nicht. Besonders in den Jahren des Umbruchs um 1991 erfreuten sich die Bücher in Russland jedoch erneut großer Beliebtheit: Die Menschen konnten vor Gewalt, Chaos und einer unsicheren Zukunft in fantastische Welten fliehen. Vermutlich erklärt sich hieraus auch, weshalb die Tolkien-Bezüge heute gesellschaftlich sehr bekannt und positiv konnotiert sind. Zudem blickt die ehemalige Sowjetunion selbst auf eine lange Tradition militärischer Fiktionsliteratur zurück.

In den Nachfolgestaaten der Sowjetunion blieb der »Herr der Ringe« jedoch nicht das einzige erfolgreiche Werk im Fantasy-Genre. Bereits 1990 veröffentlichten zwei russische Autorinnen »Das Schwarze Buch von Arda«, welches die Geschichten Tolkiens aus der Perspektive von Saurons Mordor erzählt und seinen Kampf gegen die Elben und Menschen schildert. Hierbei sollte das Tolkien'sche Dogma der einfachen Teilung der Welt in »hell« und »dunkel« aufgebrochen werden. Etwas später, 1999, veröffentlichte Kirill Jeskow mit »Der letzte Ringträger« ebenfalls eine Neuinterpretation der Geschichte Tolkiens aus Sicht der vermeintlich »bösen« Seite. Letzterer forderte Tolkiens einfache Trennung in Gut und Böse heraus, was zu einer russischen Redewendung führte: »Der Professor [gemeint war Tolkien] hatte nicht Recht«. Die dunkle Macht, also die Orks, so der Autor, seien keine Monster. Sie seien Opfer einer pejorativen, traditionalistischen (westlichen) Darstellung. Mordor, hier eine fortschrittliche Industrienation, sei in der Siegererzählung der Elben und Menschen deren Propaganda zum Opfer gefallen, der Ring war eine Desinformationskampagne. Der Ork konnte so zu einer weniger negativ konnotierten Selbstbeschreibung werden. In Medienbeiträgen wird die kriegerische Natur der »Orks« als russische Reaktion auf die stetig wahrgenommene westliche Bedrohung gesehen: Der Westen sei demnach schuld an dieser Mentalität, die russische Gesellschaft konnte nie aus ihrer kriegerischen Natur herausfinden. Die Perzeption von Tolkiens Geschich-

> »Heute wurde anerkannt, dass die Ukraine [...] kein Puffer zwischen dem Westen und Russland, [...] keine Grenze zwischen Orks und Elfen ist.«
>
> Wolodymyr Selenskyj im Juni 2022 anlässlich Verhandlungen zu einem EU-Beitritt der Ukraine

picture alliance / ZUMAPRESS.com | Avishek Das

picture alliance / dpa | Bonhams Auction / Ho

Fantasy-Vorlage: Das Logo der Firma Anduril Industries kopiert den Schwertknauf aus der Filmvorlage von »Der Herr der Ringe«. Aus dem Drohnenstartup entwickelte sich in kürzester Zeit ein milliardenschwerer Rüstungskonzern, der auch in Europa aktiv ist.

ten ist in der russischen Gesellschaft jedoch nicht als umgekehrtes Schwarz-Weiß-Denken zu verstehen. Während Moskau beispielsweise als das zivilisierte Gondor gesehen wird, gilt der Osten Russlands für manch einen als Mordor – eine innerstaatliche Einteilung, die mitunter ethnisch-rassistischen Logiken folgt. Die Rezeption und Wahrnehmung von Tolkiens Werken in Russland ist kaum zu messen und komplex. Fest steht, dass die Bilder aus Tolkiens Geschichten bis in hohe politische Ebenen bespielt werden und wurden.

Eine geopolitische Dimension nahm in den 1960er-Jahren ihren Anfang und entfaltet im aktuellen Krieg in der Ukraine ihre Wirkung. Das Reich des dunklen Herrschers Sauron steht für Wladimir Putins Regime, Belarus wird kurzerhand zum Vasallenstaat Isengard, der Diktator Alexander Lukaschenko zum korrumpierten Zauberer Saruman. Die ukrainischen Verteidiger sehen sich – analog zu Tolkiens Geschichte – als letzte Bastion des Guten. Damit steht Kiew synonym für die weiße Stadt Minas Tirith und das Königreich Gondor. Dieses ist in der Vorlage bekanntermaßen auf die Unterstützung von Menschen und Elben angewiesen. Das Problem in Tolkiens Geschichte: Gerade die eigentlich sehr mächtigen Elben verlassen den Kontinent und interessieren sich nicht für den menschlichen Krieg. Nicht selten werden daher westeuropäische Staaten mit Elben verglichen. Einzig das Königreich Rohan aus dem Westen eilt zur Hilfe, gelegentlich findet sich eine Allegorie zu Polen, welches die Verteidigungsbemühungen der Ukraine massiv unterstützt. Das Skurrile: Dieses theoretische Konstrukt scheint Putin ebenso bekannt zu sein wie dem ukrainischen Präsidenten Wolodymyr Selenskyj. Letzterer betonte anlässlich der Verhandlungen zu einem EU-Beitritt der Ukraine 2022, dass die »Ukraine [...] keine Grenze zwischen Orks und Elfen« sei. Nicht nur die ukrainische Presse, auch die staatlichen Stellen und öffentlichen Medien bis zum Verteidigungsministerium nutzen diese Sprache. Der russische Autokrat verschenkte unlängst neun Ringe an die Staatschefs der Gemeinschaft Unabhängiger Staaten (GUS). Neun Ringe verschenkte Sauron an die Menschenkönige, um diese in seinem Willen zu unterwerfen.

Womit alles begann: »Der Herr der Ringe« erschien erstmals 1954/55.

J.R.R. Tolkien, Herr der Ringe

J.R.R. Tolkien wurde 1892 in Bloemfontein im heutigen Südafrika geboren. Er verbrachte seine Jugend in England und studierte in Oxford Latein, Altgriechisch und später Finnisch. Im Jahr 1916 nahm er als Fernmeldeoffizier am Ersten Weltkrieg teil. 1925 wurde Tolkien Professor für Altenglisch an der Universität Oxford.

Die Geschichte »Der Herr der Ringe« erzählt von einem Hobbit, Frodo Beutlin, der einen Zauberring zerstören muss, um die Unterwerfung der guten, freien Welt durch den bösen Herrscher Sauron zu verhindern. Die Gefährten rund um Frodo machen sich auf einen Weg voller Abenteuer, treffen auf magische Wesen und durchleben Schlachten, um den Ring in den Feuern des Schicksalsberges in Mordor zu vernichten.

Autor eines Epos: Aufnahme von John Ronald Reuel Tolkien 1916

Diese Narrative sind Teil beidseitiger Informationskriegführung, die sich Tolkiens Sprache bedient. Diese Dimension der Kriegführung ist kein neues Forschungsfeld, gewann jedoch mit dem Aufkommen sogenannter Memetic Warfare an neuer Dynamik. Hier wird die Geschichte, metaphorisch umschrieben in Bildern und Sprache aus dem »Herr der Ringe«, zur Waffe. Ein älteres Beispiel: Bereits vor 2014 kämpfte der US-Konzern Google gegen die Lernfähigkeit seiner Übersetzungsprogramme an, die in der ukrainischen Übersetzung aus »Russland« immer wieder »Mordor« machten. Zu viele Menschen fütterten das System mit dieser Information und damit ihrem Weltbild.

Und der Westen antwortet!

Auch in den USA beeinflussen Tolkiens Fantasiewelten Militär und Gesellschaft. So ist es kein Zufall, dass das US-amerikanische Drohnen-Startup Anduril Industries sich nach dem mythischen Schwert Anduril, der »Flamme des Westens« aus dem »Herrn der Ringe«, benannt hat. Elon Musk begründete jüngst den Kauf des Onlinedienstes Twitter, heute X, mit »Zerstörung auf einem zivilisatorischen Level«, die von der Plattform ausgehe. Diese sei vergleichbar mit dem Verfall des Königs Theoden von Rohan, dessen böser Berater Grima Schlangenzunge ihm dunkle Dinge ins Ohr flüsterte. Tolkiens Fantasiewelten finden dann, durch Tech-Konzerne wie Palantir Technologies, ihren Weg bis in die bundesdeutsche Politik. Die magischen Kugeln namens Palantir ermöglichen in Tolkiens Welten den Blick in die Zukunft. Die gleichnamige Tech-Firma entwickelt KI-gestützte Überwachungsprogramme zur Terrorbekämpfung bzw. zur Vorhersage von Angriffen auf US-Streitkräfte. Seit kurzem stehen auch die bayerische, nordrhein-westfälische und hessische Landespolizeien auf der Kundenliste. Die Namensgebung »Palantir« scheint das perfekte Image zu sein, auch wenn Tolkien die Zauberkugeln als unkontrollierbare, gefährliche Objekte beschrieb. Vielsagenden Einblick in die Selbstsicht des KI-Unternehmens bietet der Umstand, dass die Büros von Palantir Technologies ausschließlich nach positiv konnotierten Orten des »Herrn der Ringe« benannt sind: das elbische »Bruchtal« in Virginia oder das menschliche »Minas Tirith« in Washington. Führende Köpfe der KI-gestützten Softwareentwicklung treffen sich auf der »HobbitCon«, eine Anspielung an Tolkiens friedfertiges Volk der Halblinge. Dabei gilt zu bedenken: Die dahinterstehenden Firmengründer lasen als Kinder und Teenager Tolkiens Geschichten und prägen nun die Sprache der modernen Kriegführung zwischen KI-Drohnen und Fantasy.

***Hauptmann Nils Birk** ist wissenschaftlicher Mitarbeiter im Forschungsbereich »Militärgeschichte nach 1945« am ZMSBw. Dort arbeitet er an einem Dissertationsprojekt zur Geschichte der Bundeswehr.*

Literaturtipps

Eine kleine Geschichte der Orks. Der monströse Feind im Wandel der Zeit. Hrsg. von Delila Jordan und Kerstin Droß-Krüpe, Berlin 2024.

Something Has Gone Crack. New Perspectives on J.R.R. Tolkien in the Great War. Hrsg. von Janet B. Croft und Annika Röttinger, Zollikofen 2019.

Munition im Meer

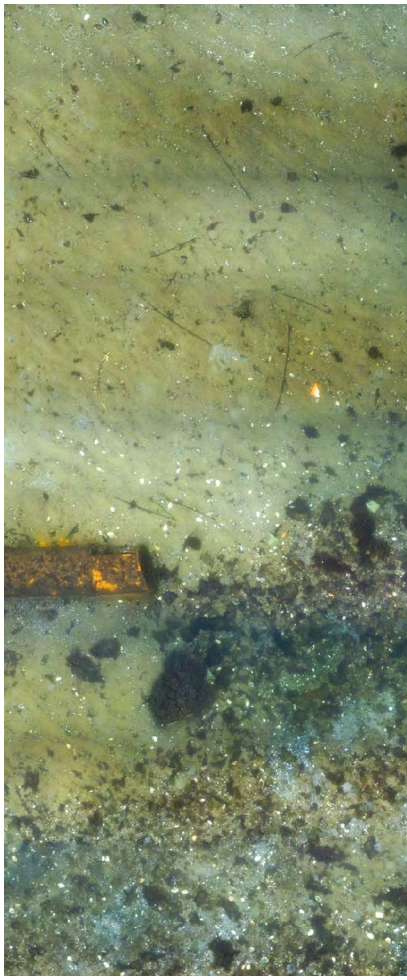
Von Christian Jentzsch und Uwe Wichert

Ein buntes Bild, das auf den ersten Blick wie ein abstraktes Kunstwerk anmutet, offenbart bei genauerem Hinsehen Spuren des Zweiten Weltkriegs. Es zeigt verschiedenste im Wasser liegende Munitionsteile und Explosivstoffe. Es scheint eine Luftaufnahme zu sein, der Blick fällt vermeintlich von oben ins klare Wasser – doch dem ist nicht so. Es handelt sich um ein Abbild eines digitalen dreidimensionalen Modells eines Munitionsversenkungsgebiets in der eigentlich trüben Ostsee. Es ist aus tausenden Einzelfotos zusammengesetzt, die ferngesteuerte unbemannte Unterwasserfahrzeuge des GEOMAR Helmholtz-Zentrums für Ozeanforschung aus Kiel im Jahr 2020 in der Kolberger Heide auf der Ostseite der Kieler Förde in teilweise gerade einmal acht Metern Wassertiefe aufgenommen haben. Wie in einem Mosaik entsteht durch die Summe der Einzelbilder ein Panorama des untersuchen Areals.

Auf dem hier gezeigten Fotoausschnitt erkennt man ein Sammelsurium von Munitionsaltlasten. Die braunen, rechteckigen Zylinder sind britische Grundminen mit einer Ladung von 300 bis 425 Kilogramm Sprengstoff. Das einer Radkappe ähnelnde Objekt unterhalb der Bildmitte ist der Rest einer korrodierten deutschen Ankertau-Einheitsmine vom Typ C oder F mit 300 beziehungsweise 350 Kilogramm Sprengstoff. Die an einer Seite oval abgerundeten Behälter sind Torpedoköpfe, die rund 300 Kilogramm Sprengstoff enthalten. Teilweise sind die Gefechtsköpfe aufgeschnitten – hier war der Sprengstoff zuvor an Land ausgebrannt worden, um den Gefahrstoff unschädlich zu machen. Die hellen Objekte sind Brocken von Sprengstoff, die aus den Hüllen der Torpedoköpfe entnommen wurden und nun dem Seewasser ausgesetzt sind. Die giftigen TNT-Anteile werden kontinuierlich ausgewaschen und setzen sich samt der Umbauprodukte im Wasser ab. Tausende Tonnen hochgiftiger Stoffe liegen so in der Ostsee – zum Teil in Sichtweite der Badestrände. Die Altmunition ist eine unsichtbare tickende Zeitbombe für das maritime Ökosystem vor der deutschen Küste.

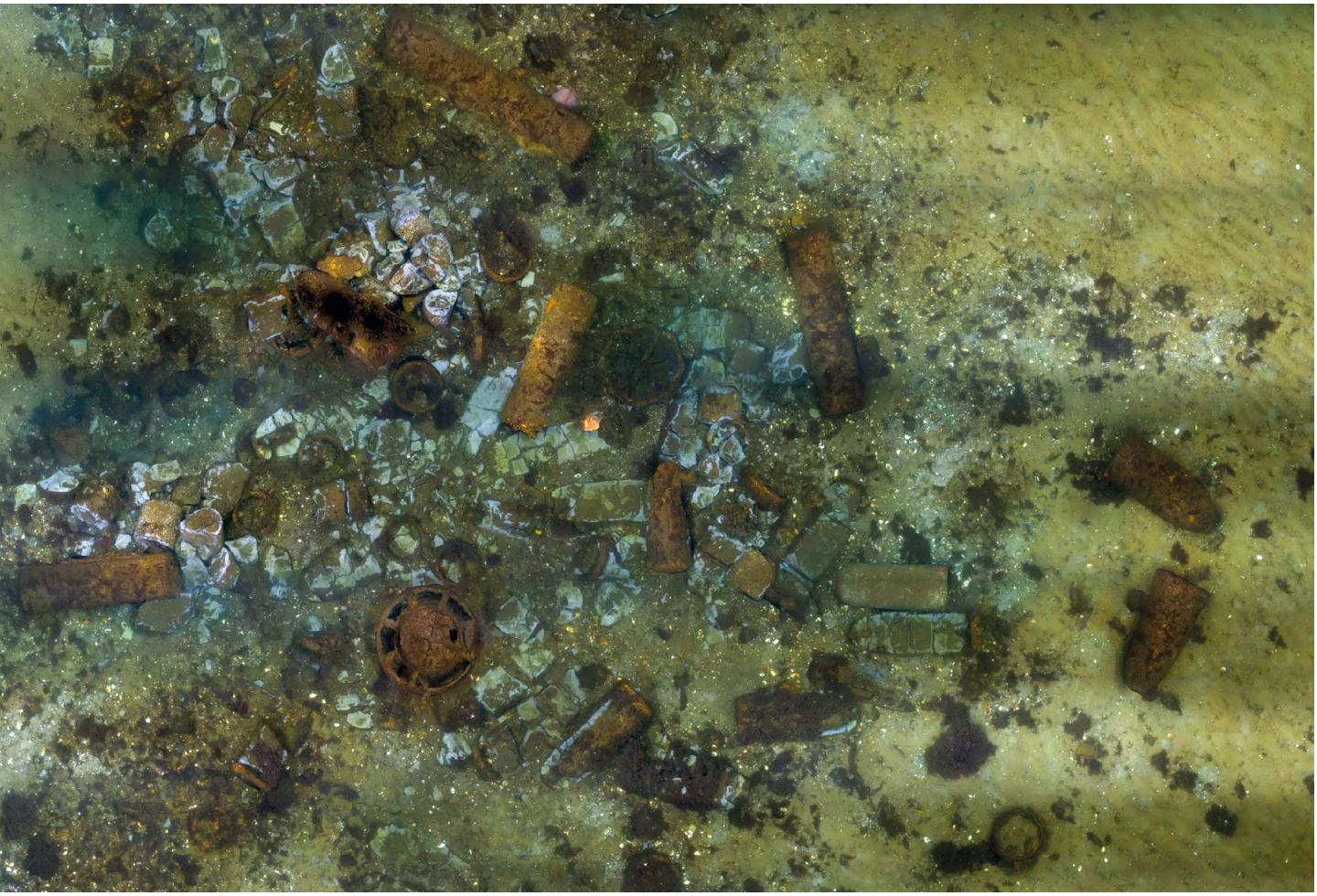
Im Zweiten Weltkrieg wurden in diesem Gebiet Seeminen und Bomben abgeworfen, teilweise waren dies Fehlwürfe bei Angriffen auf Kiel. Wegen dieser Gefährdung konnte die Kolberger Heide nicht mehr für die Fischerei oder Verkehrsschifffahrt genutzt werden. Nach dem Krieg machte die britische Militärregierung sie zu einem Gebiet zur Beseitigung von Munition. Bis 1949 versenkte man dort im Rahmen der Entwaffnung Deutschlands unter britischer Aufsicht mindestens 35 000 Tonnen Munition aller Art, auch mit Unterstützung ziviler deutscher Firmen. Der gesammelte Munitionsbestand aus der Region Kiel – hauptsächlich Minen, Torpedos und Artilleriemunition – wurde dorthin verbracht. Darunter war auch der gesamte Munitionsbestand aus dem Marinesperrwaffenarsenal Trappenkamp bei Bad Segeberg mit mindestens 20 000 Tonnen. Außerdem kamen noch unbestimmte Mengen erbeuteter Munition aus dem norddeutschen Raum hinzu. Deshalb stellen die geschätzten 35 000 Tonnen Munition in der Kolberger Heide mit großer Wahrscheinlichkeit nur die Untergrenze dar.

Die Bundesrepublik fuhr mit der Versenkung fort, wiederum mit Unterstützung einer zivilen Firma, der Karl Porr Spreng-



stoff Großhandel GmbH. Der Kampfmittelräumdienst nahm zudem die in der Kieler Innenförde im Bereich von Haffkamp und Korügen im Wasser gelagerte Munition auf und versenkte sie ebenfalls auf der Kolberger Heide. Seit 2013 werden die Kieler Förde und der Verkehrsweg von Kiel nach Fehmarn intensiv nach weiteren, nicht beseitigten Minen aus dem Zweiten Weltkrieg abgesucht. Bis heute hat man dort mehr als 200 Minen gefunden. Die Gerätekästen der Minen werden nach einem solchen Fund zunächst sprengtechnisch entfernt und die Minenkörper mit der Sprengladung dann in das vorhandene Munitionsversenkungsgebiet verbracht. Von dort aus sollen sie der sachgerechten Vernichtung zugeführt werden. Im Ergebnis finden sich in der Kolberger Heide die Spuren von drei Phasen der Munitionsverbringung: aus dem Zweiten Weltkrieg, aus der Dekade danach und aus der jüngsten Vergangenheit. Die Folgen des Weltkrieges sind hier noch immer nicht verblasst, sondern sprichwörtlich greifbar.

Deshalb wurde 2008 von den Innenministern der Küstenländer die Arbeitsgruppe »Munition im Meer« ins Leben gerufen, um alle verfügbaren Daten über Munition in deutschen Meeresgewässern zu sammeln, eine Situationsbewertung zu erstellen und Empfehlungen für den weiteren Umgang auszusprechen.



DSM / Geomar

Vom »Bastard« zum Eroberer

Wilhelm von der Normandie und die Schlacht bei Hastings 1066

Vor 960 Jahren, am 14. Oktober 1066, fand die Schlacht bei Hastings im Süden Englands an der Kanalküste statt. Der normannische Herzog Wilhelm besiegte den englischen König Harald II. Godwin von Wessex und wurde kurze Zeit später zum englischen König gekrönt.

Von Martin W. Hofbauer

picture alliance / SIPA | Ludovic Marin-Pool

Zu Besuch bei Freunden: Der Teppich von Bayeux, der seit Ende des 11. Jahrhunderts die normannische Eroberung Englands darstellt, ist ab Herbst 2026 für ein Jahr im British Museum ausgestellt. Zur Eröffnung in London kamen König Charles III., der französische Präsident Emmanuel Macron und der britische Premierminister Andy Burnham (vorne, von re. nach li.).

akg-images / Manuel Cohen

Überfahrt mit Hindernissen: Nach einigen Verzögerungen, unter anderem aufgrund schlechter Wetterverhältnisse, machte Wilhelm der Eroberer sich am 27. September 1066 mit mehreren hundert Schiffen auf den Weg nach England.

Am 5. Januar 1066 starb der angelsächsische König Eduard »der Bekenner«. Er war nach längerer Krankheit in Westminster ohne eigene Kinder und damit ohne Thronerben verstorben. So erlosch die Dynastie der Könige aus dem Haus Wessex und es kam zu einer Thronfolgekrise. 1066 sollte zum »Jahr der drei Könige« für die englische Geschichte werden. Mehrere potentielle Kandidaten erhoben nämlich Anspruch auf die Nachfolge. An erster Stelle ist Earl Harald Godwin zu nennen, der als Earl of Wessex nach Eduard der mächtigste Grundherr Englands war und über die stärkste politische Machtbasis verfügte. Er war der zweite Sohn von Earl Godwin von Wessex, der bereits zuvor in den Jahren 1051/52 in eine ernste Auseinandersetzung mit König Eduard geraten war. Doch nun, Jahre später, sollte an Harald Godwin kein Weg vorbeiführen und König Eduard selbst soll ihn nach Quellenaussagen noch auf dem Totenbett zu seinem Nachfolger designiert haben. Ohne Widerstand von innen wählte der angelsächsische Königsrat Harald Godwin zum König. Nach dem Begräbnis Eduards am 7. Januar 1066 wurde Harald noch am selben Tag gekrönt. Er war der zweite König im Dreikönigsjahr.

Doch auch der norwegische König Harald III. Hardrada erhob einen Anspruch auf die englische Krone. Er begründete dies mit einem gegenseitigen Erbvertrag aus dem Jahr 1038 oder 1039 zwischen seinem Vorgänger Magnus »dem Guten« und Harthacnut, damals dänischer und später zwischen 1040 und 1042 auch englischer König. Demnach sollte der norwegische Thronfolger im Falle des Todes beider Könige den englischen Thron erben. Im Übrigen: Bei den folgenden kriegerischen Auseinandersetzungen wurde der Norweger Harald III. von Tostig Godwin, dem Bruder von König Harald II. Godwin, unterstützt – ein Beispiel für Neid und Zwistigkeiten in der eigenen Familie.

Kampf um den Thron

Ein dritter Anwärter auf den Thron war Wilhelm, genannt »der Bastard«, Herzog der Normandie. Er berief sich auf ein angebliches Versprechen seines Vetters, König Eduards des Bekenners, aus dem Jahre 1052. Damals überschattete die Regentschaft Eduards bereits die Frage seiner Nachfolge. In der Auseinandersetzung des Königs mit Earl Godwin von Wessex soll Eduard dem normannischen Herzog die Nachfolge angeboten haben. Auf dies berief sich Wilhelm zumindest nach den Darstellungen normannischer Quellen und machte dem englischen König Harald II. den Thron ebenfalls streitig.

Der frisch zum König gekrönte Harald II. stand folglich in einem zweigeteilten Konflikt und sah sich einer doppelten Bedrohung ausgesetzt, nämlich aus dem Norden durch den norwegischen König sowie aus dem Süden durch den normannischen Herzog.

Zuerst musste er sich der Bedrohung aus dem Norden stellen. Bei günstigen

Der Teppich von Bayeux

Auf dem weltbekannten Teppich von Bayeux werden all die Ereignisse rund um die Invasion Englands und die Schlacht bei Hastings dargestellt. Er entstand in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts, vermutlich vor 1082, ist etwa 70 Meter lang und beschreibt in knapp 60 Einzelszenen die Ereignisse aus normannischer Sicht. Aufgrund seines hohen Detaillierungsgrades ist er neben den schriftlichen Quellen das wichtigste zeitgenössische Dokument und darüber hinaus eines der wichtigsten Bilddenkmäler des gesamten Hochmittelalters.

Mehr Informationen unter: https://www.bayeuxmuseum.com/

akg-images / Manuel Cohen

Innovative Schlagkraft: Die schwere Reiterei verschaffte der normannischen Armee einen entscheidenden Vorteil in der Schlacht bei Hastings, Darstellung auf dem Teppich von Bayeux.

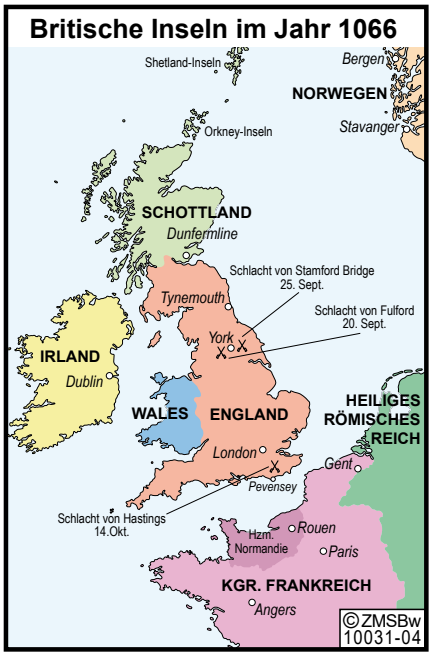
Winden, wie die Quellen ausdrücklich betonen, landete der norwegische König Harald Hardrada im September 1066 mit 200 bis 300 Schiffen im Norden Englands. Mit seiner Streitmacht griff er York an und besiegte am 20. September die mit dem englischen König verbündeten Kräfte. Dieser selbst führte aufgrund der eingegangenen Meldungen aus dem Norden sein eigenes Heer von London nach York. Am 25. September 1066 kam es zur blutigen Schlacht von Stamford Bridge. Hier gelang es der angelsächsischen Armee, die norwegischen Truppen zu schlagen. Sowohl der norwegische König als auch Tostig Godwin und zahlreiche Norweger fielen in der Schlacht.

Die Invasion der Normannen

Zwar war Stamford Bridge für den englischen König ein Sieg und damit die Gefahr aus dem Norden gebannt, doch hatte diese Schlacht für ihn zugleich negative strategische Konsequenzen: Viele erfahrene Kämpfer waren gefallen oder verwundet, die übrigen Teile seiner Streitmacht erschöpft, und doch musste der König seine Truppen sofort nach Süden verlegen, um dort eine weitere Invasion abzuwehren.

Nachdem Herzog Wilhelm vom Tod des englischen Königs Eduard erfahren hatte, bereitete er seit Januar ebenfalls eine Invasion vor. Letztlich war es eine kluge und mit Bedacht ausgeführte Invasionsunternehmung. Er regierte damals schon längere Zeit in der Normandie und genoss den Ruf eines geschickten Strategen, fähigen Truppenführers sowie eines weitsichtigen, gleichzeitig aber rücksichtslosen militärischen Führers. Für die durchaus riskante Unternehmung, England zu erobern, musste er ein entsprechend großes und gut ausgestattetes Heer aufstellen und eine mehrere hundert Schiffe umfassende Invasionsflotte zusammenstellen und ausrüsten. Zudem wollte er mit geschickter diplomatischer Vorbereitung auch die Unterstützung anderer europäischer Herrscherhäuser gewinnen, nicht zuletzt auch die des Papstes Alexanders II., also des damaligen christlich-katholischen Oberhaupts. Dazu führte Wilhelm ins Feld, dass Harald II. durch einen vom Papst exkommunizierten Bischof gekrönt worden war und damit von der Kirche nicht als legitimer Herrscher Englands anerkannt werden konnte. Schließlich stellte sich auch Alexander II. auf Wilhelms Seite und als Zeichen der Führung eines »gerechten Krieges« ließ er diesem das »Petersbanner« überreichen.

Der eigentliche Beginn des Invasionsunternehmens verzögerte sich jedoch deutlich aufgrund der lange Zeit vorherrschenden Nord- und Ostwinde. Dieser witterungsbedingte Aufschub sollte sich schließlich für Wilhelm als glücklicher Umstand erweisen. Denn auch der angelsächsische König hatte von den Invasionsvorbereitungen des normannischen Herzogs Kenntnis erlangt und eine Flotte zusammengestellt. Diese überwachte den Kanal, um die Angreifer abzufangen. Zudem hatte König Harald II. ein Volksheer, den sogenannten Fyrd, aufgeboten und den größten Teil seiner Armee inzwischen im Süden zusammengezogen. Doch über den gesamten August und bis in die Septembertage hinein blieb der erwartete Angriff – eben aufgrund der Windverhältnisse – aus. Schließlich gingen die Lebensmittelvorräte auf den Schiffen zur Neige und auf den Feldern des Landes stand die überlebensnotwendige Erntearbeit bevor. Die Männer des Volksheeres mussten zur Ernte nach Hause entlassen werden und die eigenen Schiffe kehrten in die Themse Richtung London zurück. Der Kanal lag offen, und da zwischenzeitlich der norwegische König seinen Angriff



auf England gestartet hatte, sah sich der angelsächsische König genötigt, seine Kräfte unverzüglich nach Norden zu verlegen und den Schutz im Süden weitgehend preiszugeben.

Der Wind drehte sich für Wilhelm, im wörtlichen Sinne, am 27. September 1066, nur zwei Tage nach der Schlacht bei Stamford Bridge am 25. September. Mit dem gleichen Wind, der die Reste des geschlagenen norwegischen Heeres auf 24 Schiffen in deren Heimat zurückbrachte, begann Wilhelm der Eroberer seine Invasion. Am 28. September landete er mit seiner Flotte weitgehend unbehelligt bei Pevensey im Südosten von England mit einer Armee, die aus Normannen, Franzosen und weiteren Kontinentaleuropäern, aber auch Briten bestand. Insgesamt mögen es rund 7000 Mann gewesen sein. Genauer lassen sich die Zahlen für die Truppenstärken aufgrund der vorhandenen Schriftquellen nicht ermitteln. Wie häufig für die mittelalterliche Zeit, verfolgten diese eine andere Intention als eine präzise Auflistung der Mannstärken.

Wilhelm hielt sich zunächst in Küstennähe auf und stationierte Fußtruppen in der Stadt Pevensey. Dem Großteil seiner Truppen gestattete er die Plünderung des Umlandes. Im weiteren Verlauf zog er von Pevensey knapp 20 Kilometer nach Hastings, ebenfalls an der Kanalküste gelegen, weiter.

Die Schlacht von Hastings

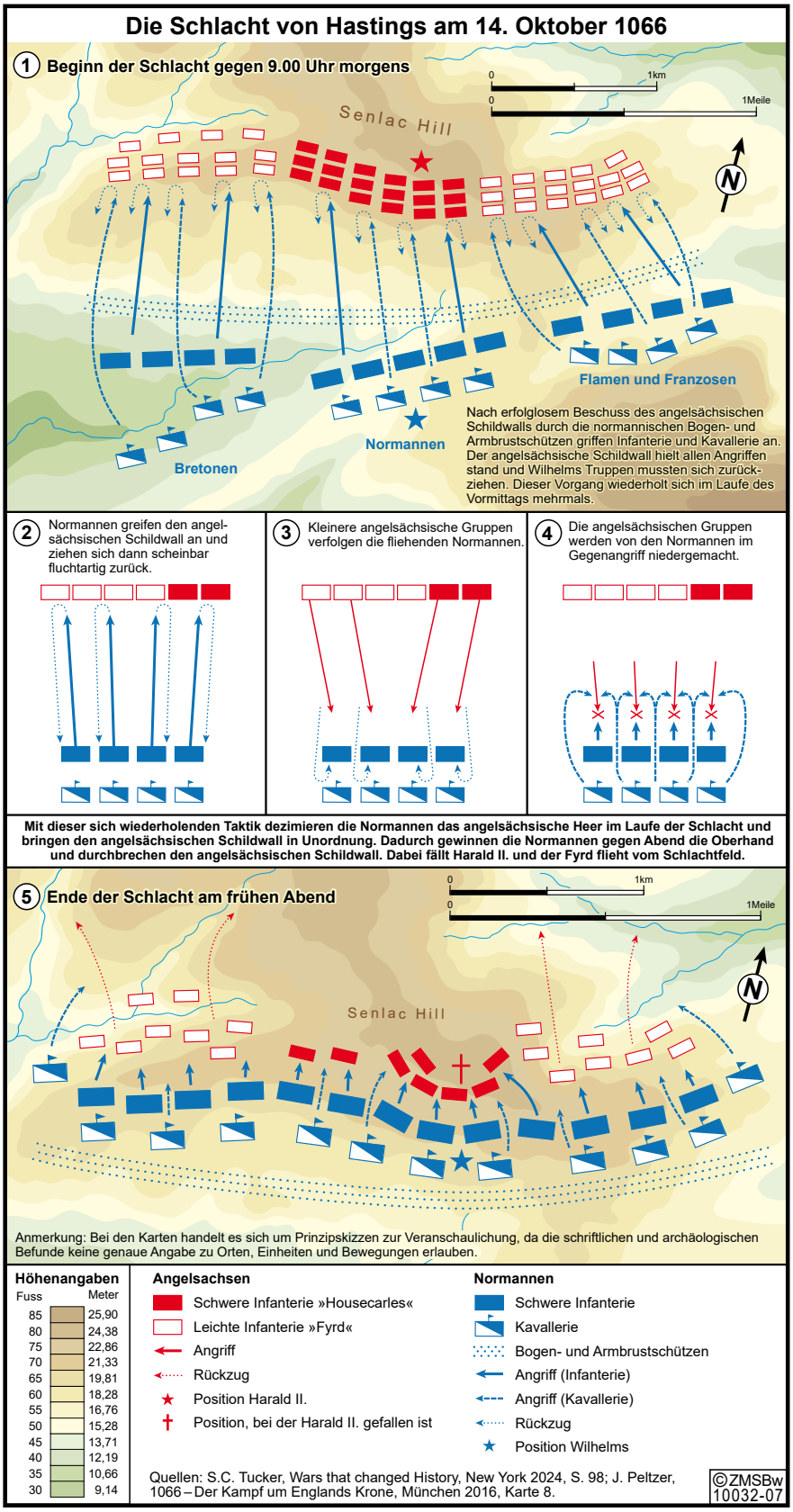
König Harald II. wiederum, der sich noch in York befand, wurde wohl am 1. Oktober über die erfolgreiche Landung der Normannen informiert. Am 3. Oktober brach er auf und zog in einem Gewaltmarsch in nicht einmal zwei Wochen weit über 400 Kilometer nach Süden, was für die damaligen Verhältnisse eine respektable militärische Leistung darstellte. Schlussendlich trafen aber die durch die vorherige Schlacht bei Stamford Bridge geschwächten und vom langen Marsch ermüdeten Krieger von König Harald II., nur teilweise ergänzt durch neue angelsächsische Truppen, auf die frischen und ausgeruhten Soldaten Herzog Wilhelms.

Am 14. Oktober 1066 kam es zu der Schlacht, deren Ausgang die Geschichte Englands für die folgenden Jahrhunderte entscheidend prägen sollte. Für die Beantwortung der Frage, wo der genaue Ort des Schlachtfeldes liegt, wurde jüngst von Rebecca Welshman eine alternative Lokalisierung auf dem Heathfield Down, etwa 16 Kilometer von der Gemeinde Battle entfernt, vorgeschlagen. Nach der gängigen Mehrheitsmeinung der Forschung fand das Schlachtgeschehen auf dem Senlac Hill statt, einer etwas über 80 Meter hohen Erhebung im Ort Battle rund 10 Kilometer nordwestlich von Hastings. König Harald II. ließ seine Truppen auf dem Hügel günstige Stellungen beziehen. Die angelsächsische Armee bestand im Kern aus schwer gerüsteten und zu Fuß kämpfenden erfahrenen Soldaten, den sogenannten Housecarls. Diese professionelle Elitetruppe wurde ergänzt durch die aufgebotenen Kämpfer des Volksheeres, des Fyrds, einer Miliz aus freien Bauern, die über eine schlechtere Ausrüstung und geringe Kampferfahrung verfügten. Gemeinsam errichteten sie einen dichten Schildwall bestehend aus mehreren Reihen von Soldaten, die eine fast lückenlose Formation bildeten und mit ihrem Schildpanzer geschickt auf eine Überlegenheit in der Defensive setzten. Zahlenmäßig mögen sie insgesamt ebenfalls rund 7000 Kämpfer, vergleichbar der Zahl der Angreifer, aufgeboten haben.

Die normannische Streitmacht Wilhelms hatte demgegenüber aber den Vorteil, dass sie fast ausschließlich aus professionellen Kämpfern bestand. Vorne standen die Bogen- und Armbrustschützen. Dahinter positionierten sich die schwer bewaffneten Fußsoldaten. In dritter Reihe befand sich die disziplinierte schwere Reiterei, deren Ausrüs-

Mauritius images / funkyfood London - Paul Williams / Alamy Stock Photos

Führungsstärke: Wilhelm der Eroberer (mi.) schiebt während der Schlacht seinen Helm in den Nacken, um seinen Soldaten zu beweisen, dass er nicht gefallen ist, Darstellung auf dem Teppich von Bayeux.



tung mit Steigbügeln und verschiedenen Formen von Lanzen für das Schlachtfeld des 11. Jahrhunderts auf den britischen Inseln vergleichsweise neu und innovativ war und der normannischen Armee eine besondere Schlagkraft verlieh. In das Zentrum hatte Wilhelm das normannische Kontingent gestellt, auf den rechten Flügel die franko-flämischen sowie auf den linken Flügel die bretonischen Kämpfer. Während also die Verteidiger den Angriff auf dem Hügel wie gewohnt zu Fuß kämpfend in der Defensive abwarteten, stellte sich für die Angreifer die taktische Herausforderung, wie der kompakte Schildwall aufzubrechen war, da eine frühzeitige direkte Frontalattacke zum Scheitern verurteilt schien.

Die Normannen eröffneten am späteren Morgen die Schlacht mit einem Pfeilhagel auf die Verteidiger. Pfeile und Bolzen prallten an den Schilden der Angelsachsen ab, ohne größeren Schaden zu verursachen. Der Schildwall widerstand. Anschließend griff die normannische Infanterie im Sturm an, konnte aber nicht wesentlich in den angelsächsischen Schildwall eindringen. Die Kämpfe zogen sich hin und die angreifenden Fußkämpfer gerieten zunehmend in Schwierigkeiten. Daraufhin setzte Wilhelm seine Reiterei zum Angriff an, die aber ebenfalls keinen Ein- und Durchbruch erzielen konnte. Es entwickelte sich ein sich über mehrere Stunden hinziehender blutiger Abnutzungskampf.

Der entscheidende Wendepunkt der Schlacht trat erst ein, als die Angelsachsen begannen, sich aus dem Schildwall zu lösen, um die zurückflutende normannische Reiterei zu verfolgen. Eine – möglicherweise – zweite Fluchtbewegung der Normannen brachte die geschlossene Schlachtordnung des angelsächsischen Verteidigungsblocks in völlige Auflösung. Ob es sich dabei um eine echte oder schlauerweise vorgetäuschte Flucht gehandelt hatte, lassen die unterschiedlichen Versionen der Quellenaussagen offen. Belegt zu sein scheint hingegen, dass Wilhelm durch seinen persönlichen Einsatz und seine Tapferkeit in die Kämpfe eingriff und das Gerücht, er sei gefallen, tatkräftig widerlegte. Unabhängig von der Frage der taktisch vorgetäuschten

akg-images

Finaler Schlag: Der Tod König Haralds II. entschied die Schlacht zugunsten der normannischen Eroberer, Darstellung auf dem Teppich von Bayeux.

Flucht entschied sich die Schlacht an der zunehmenden Auflösung des angelsächsischen Schildwalls. Ohne diesen kompakten Schutz waren die einzelnen angelsächsischen Fußkämpfer den normannischen Bogenschützen und insbesondere den geordneten Stößen der normannischen Reiterei ungeschützt ausgesetzt.

Die endgültige Entscheidung fiel erst am Abend nach langen Kämpfen mit dem Tod König Haralds II. Ob er durch einen Pfeil getroffen oder von mehreren normannischen Rittern umzingelt und getötet wurde, bleibt ungeklärt. Sein Tod führte aber zum raschen Zusammenbruch und zur Auflösung der angelsächsischen Truppen. Die Schlacht war entschieden, Wilhelm wurde zum »Eroberer«.

Dritter König im Dreikönigsjahr

Nach Eintreffen eigener Verstärkung marschierte der siegreiche Herzog rasch auf London weiter. Dort entschloss man sich wegen der bereits durch die Normannen angerichteten Verwüstungen und einer drohenden Belagerung der Stadt, Wilhelm die englische Krone anzubieten. So wurde Wilhelm der Eroberer am Weihnachtstag des Jahres 1066 vor dem Hochaltar der Abtei von Westminster als Wilhelm I. zum König von England gekrönt und durch allgemeine Akklamation in seinem Herrschaftsanspruch über England bestätigt.

Aufgrund der Gewaltsamkeit seiner Herrschaftsausübung, der Erhebung hoher Steuern, der weitgehenden Enteignung angelsächsischer Adeliger und der Errichtung zahlreicher normannischer Burgen kam es in den folgenden Jahren immer wieder und insbesondere im Norden zu Aufständen gegen seine Herrschaft. Den letzten größeren Aufstand schlug König Wilhelm im Jahr 1071 nieder. Damit schloss er seine Eroberung Englands endgültig ab.

Ergebnisse und Folgen

Die Schlacht von Hastings und die Krönung Wilhelms zum englischen König markierten einen Wendepunkt in der englischen Geschichte. Traditionell hatten die britischen Inseln enge Beziehungen zum skandinavischen Norden. Durch die Ereignisse des Jahres 1066 verschoben sich diese Verbindungen und es folgte eine Ausrichtung zum lateinischen Europa hin. Damit einher ging eine engere Integration in die kontinentaleuropäische Politik, was gleichzeitig aber auch zu lang andauernden Konflikten mit Frankreich führte, wie später der Hundertjährige Krieg (1337–1453) zeigen sollte.

In der weiteren Folge zeichneten sich die Anfänge der administrativen Zentralisierung Englands ab. Wilhelm I. führte das Lehnswesen in einer strikteren Form ein, indem der König die direkte Kontrolle über seine Lehnsherren behielt und damit die Bedingungen für ein zentralisiertes Verwaltungssystem schuf. Langfristig bildete dies eine der Grundlagen für den modernen englischen Staat. Die bedeutendste schriftliche Quelle hierfür ist das sogenannte Doomsday Book vom Ende des 11. Jahrhunderts, in dem Wilhelm der Eroberer ab dem Jahr 1086 systematisch alle Besitzungen der englischen Krone und die daraus folgenden Abgaben festhalten ließ. Aus diesem landesweiten Grundbuchverzeichnis geht beispielsweise auch hervor, dass praktisch der gesamte angelsächsische Hochadel durch normannische Lehnsherren und damit Gefolgsleute von Wilhelm ersetzt wurde.

Mit den neuen Herrschern kam auch die Sprache des neuen Adels, das Altfranzösische, nach England und vermischte sich dort mit dem Altenglischen. Dies führte zur Entstehung des Mittelenglischen, wobei der Wortschatz eine fundamentale Veränderung erfuhr. Insbesondere Begriffe aus den Bereichen Recht, Regierung und Kultur stammten so oftmals aus dem Normannischen, während Alltagsbegriffe eher angelsächsischen Ursprungs blieben. Mit der Invasion Englands und der Schlacht von Hastings 1066 nahmen somit weitreichende Veränderungen der englischen Geschichte ihren Lauf.

***Oberst Dr. Martin W. Hofbauer** ist Leiter der Abteilung Bildung am ZMSBw und einer der beiden Herausgeber der »Militärgeschichte. Zeitschrift für historische Bildung«.*

Literaturtipp

Jörg Peltzer, 1066. Der Kampf um Englands Krone, 3. aktual. Aufl., München 2023.

Militärischer Sieg und politische Niederlage

Der Suezkrieg 1956

Am 29. Oktober 1956 griff Israel Ägypten auf der Sinai-Halbinsel an, ab dem 1. November britische und französische Truppen die Ägypter am Suezkanal. Israelis, Briten und Franzosen waren auf dem Schlachtfeld erfolgreich und verloren doch den Krieg. Der Druck der Weltöffentlichkeit und eine ungewöhnliche Allianz der Vereinigten Staaten und der Sowjetunion erzwangen einen Waffenstillstand und schließlich den Rückzug der drei Angreifer.

Von Winfried Heinemann

Wie heute war der Suezkanal, der den Indischen Ozean mit dem Mittelmeer verbindet, schon 1956 eine Lebensader der westlichen Welt, vor allem für die Versorgung mit Rohöl aus dem Mittleren Osten. Doch im Juli 1956 verstaatlichte der ägyptische Staatspräsident Oberst Gamal Abdel Nasser den Kanal. Seine vorherigen Eigentümer, Briten und Franzosen, protestierten. Den Briten ging es vor allem um die Freiheit der Seewege. Die Franzosen hingegen wollten Nasser grundsätzlich loswerden, weil sie in ihm den eigentlichen Antreiber der arabischen Unabhängigkeitsbewegung in Algerien sahen, das damals noch zu Frankreich gehörte. So kam schon bald der Gedanke auf, die Verstaatlichung als Vorwand für ein militärisches Vorgehen gegen den ägyptischen Herrscher zu nutzen.

Zuerst die Franzosen, dann auch die Briten bezogen alsbald den Staat Israel mit ein. Dessen Regierung unter David Ben Gurion hatte ebenfalls ein großes Interesse daran, Nasser zu stürzen, denn sie machte ihn für terroristische Angriffe auf jüdische Siedlungen in Grenznähe verantwortlich. Außerdem wollten sich die Israelis den Zugang zum Roten Meer freikämpfen, den die ägyptischen Befestigungen bei Sharm el-Sheikh an der Straße von Tiran versperrten. Am 22. Oktober 1956 kam es im Pariser Vorort Sèvres zu einer Geheimkonferenz, bei der die drei Staaten ein gemeinsames Vorgehen gegen Ägypten verabredeten.

Der Suezkrieg als animierte Karte

Der Suezkrieg begann am 29. Oktober 1956 mit dem Angriff eines israelischen Fallschirmjägerbataillons der 202. Brigade, das über dem Mitla-Pass etwa in der Mitte der Sinai-Halbinsel absprang.

Generalstabschef Moshe Dayan plante, mit drei Angriffsachsen auf die Sinai-Halbinsel vorzustoßen: eine im Norden, um den damals zu Ägypten gehörenden Gazastreifen abzuschneiden, aus dem heraus immer wieder Angriffe gegen israelische Siedlungen geführt wurden, eine in der Mitte, die auf den Suezkanal zielte, und eine im Süden, die die Meerenge von Tiran öffnen sollte. Die nördliche Angriffsspitze nahm bis zum Mor-

picture alliance/United Archives | kpa Keystone

Blockierte Lebensader: Durch den Suezkanal wurde ein Großteil des Öls für Westeuropa verschifft. Nach dem britisch-französischen Angriff versenkte Gamal Abdel Nasser im November 1956 dutzende Schiffe im Kanal, um die Durchfahrt zu stören. Die Blockade blieb mehrere Monate bestehen.

gen des 1. November die Stadt Rafah; damit war der Gazastreifen von Ägypten abgeschnitten. Zugleich stand den Israelis damit der Weg nach Westen bis hin zu Stadt Ismailia am Nordende des Suezkanals offen, und sie konnten von Norden die ägyptischen Stellungen am Mitla-Pass bedrohen.

In der Mitte, wo Fallschirmjäger im Vorausangriff gelandet waren, mussten die übrigen Teile der 202. Fallschirmbrigade auf dem Landweg zum Mitla-Pass vorgehen – ein mühsamer Marsch durch die Wüste. Unter der Führung von Oberst Ariel Scharon (dem späteren Ministerpräsidenten) standen sie erst am Nachmittag des 30. Oktober vor dem Schlüsselgelände des Passes.

Entgegen Moshe Dayans Verbot ließ Scharon seine Truppen bei Nacht durch die Enge des Mitla-Passes vorgehen; zum Teil erkletterten die Soldaten die Hänge rechts und links der Straße. Am nächsten Morgen, dem 31. Oktober, waren die Israelis im Besitz ihres Zwischenziels – aber um den Preis hoher eigener Verluste: 38 Gefallene und eine nicht näher zu bestimmende Zahl an Verwundeten.

Britisch-französisches Eingreifen

Moshe Dayan hat Scharon sein damaliges Vorgehen immer wieder vorgeworfen und den Tod der gefallenen Fallschirmjäger als unnötig bezeichnet. Das politische Ziel dieses abgekarteten Spiels war es doch gewesen, Briten und Franzosen einen Vorwand zum Eingreifen zu bieten, und dazu reichte der Vorstoß bis zum Pass allemal aus. London und Paris forderten nun, wie vorher abgesprochen, beide Seiten auf, einen Streifen von zehn Meilen oder sechzehn Kilometern beiderseits des Kanals zu räumen – wobei das nur die Ägypter betroffen hätte, weil die Israelis noch nicht annähernd so nah an den Kanal herangekommen waren.

Wie erwartet, wies Nasser diese Forderung zurück. Aber am 1. November befahl er seinen Truppen trotzdem den allgemeinen Rückzug von der Halbinsel Sinai. Nur die Besatzung der Festung Sharm-el-Sheikh sollte dort ausharren, denn der dritte israelische Angriffskeil in südlicher Richtung war zu diesem Zeitpunkt noch nicht weit vorangekommen.

Nach Ablauf des Ultimatums griffen in der Nacht auf den 1. November britische Bomber ägyptische Flugplätze an und zerstörten große Teile von Nassers Luftwaffe am Boden. Allerdings war die Wirkung der Luftangriffe begrenzt, weil der britische Premierminister Anthony Eden darauf bestand, zivile Verluste nach Möglichkeit zu vermeiden. Er nahm bereits wahr, wie sich die Meinung der Weltöffentlichkeit gegen Israels Angriffskrieg, aber auch gegen die Beteiligung Großbritanniens und Frankreichs an diesem Unternehmen drehte.

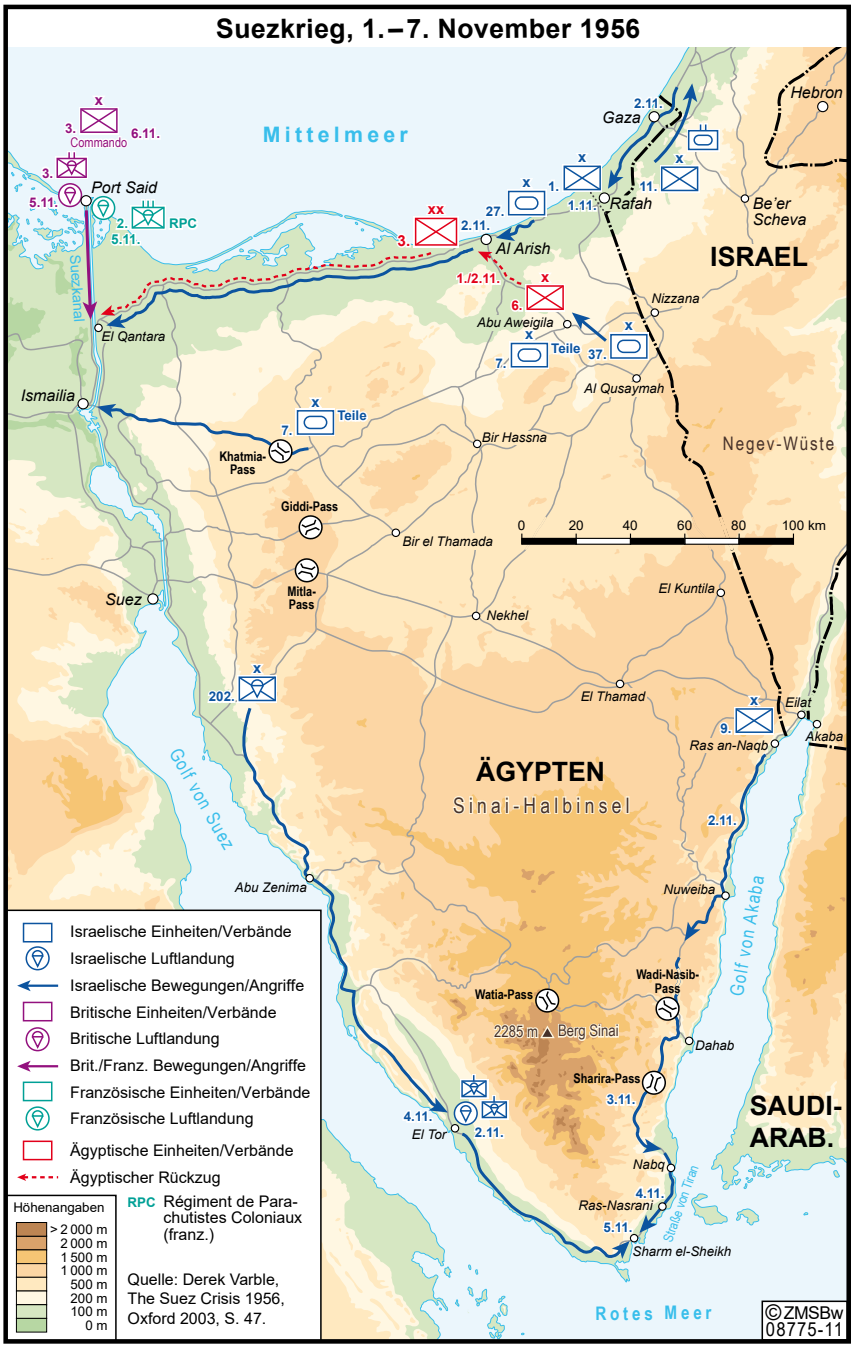
Mittlerweile waren die israelischen Kräfte weiter vorgestoßen. Am Abend des 4. November standen sie vor der Festung Sharm el-Sheikh an der Straße von

Tiran. Die Festung wirkte auf dem Papier beeindruckend, aber sie war gegen einen Angriff aus der Luft oder von See konzipiert und daher stark mit Flugabwehrwaffen ausgestattet, jedoch nicht für einen Kampf gegen einen über Land angreifenden Feind ausgelegt. Vor allem waren die eigentliche Festung und die Küstenbatterie, welche die Straße von Tiran sperren konnte, räumlich so weit getrennt, dass sie sich nicht gegenseitig unterstützen konnten. Die Ägypter hatten daher die Batterie bereits aufgegeben und ihre Kräfte auf die Festungsanlage konzentriert. Doch auch diese mussten am Morgen des 5. November vor der israelischen Übermacht kapitulieren. Israel hatte zunächst sein Ziel erreicht und den Zugang zum Roten Meer hergestellt.

Am selben Morgen landeten britische und französische Fallschirmjäger am Nordende des Kanals bei Port Said. Gegen heftigen Widerstand gewannen sie im Laufe des Tages die Kontrolle über die Stadt. Es gelang ihnen aber nicht, den Hafen so weit unter ihre Kontrolle zu bringen, dass er für weitere Landungen genutzt werden konnte. So mussten am nächsten Tag (6. November) die ersten Verstärkungen der beiden ehemaligen Kolonialmächte über die Strände nahe der Stadt angelandet werden.

Den ganzen 6. November über sicherten britische und französische Truppen Port Said auf beiden Seiten des Kanals. Zugleich stießen sie nach Süden vor, um die Kanalzone so weit wie möglich unter ihre Kontrolle zu bekommen. Am Morgen des 7. November standen die Invasionstruppen bereits kurz vor El Qantara.

Wenn also alles so relativ reibungslos für die Israelis, Briten und Franzosen lief, warum musste dann die Operation am 7. November dennoch plötzlich abgebrochen werden?



Resolution for Peace

Die Weltöffentlichkeit durchschaute sehr wohl, dass die Briten und Franzosen keineswegs einer uneigennützigen Friedenssehnsucht folgten; sie nahm das Vorgehen der drei Mächte als einen Angriffskrieg wahr. Natürlich nutzten die Sowjets, die sich in dieser Zeit aufgrund des Kalten Krieges in einem Systemwettkampf mit dem Westen befanden, diese Gelegenheit, den britischen und französischen Kolonialismus anzuprangern. Viele unlängst aus der Kolonialherrschaft entlassene Staaten Afrikas und Asiens stellten sich wie selbstverständlich auf die Seite der angegriffenen Ägypter. Am 2. November verabschiedete die UN-Generalversammlung eine Resolution, in der die israelische Aggression verurteilt sowie alle Beteiligten aufgefordert wurden, sich hinter die nach dem Arabisch-Israelischen Krieg von 1948 vereinbarten Waffenstillstandslinien zurückzuziehen und keine weiteren Truppen in die Region zu entsenden. Das Besondere daran war, dass die USA und die Sowjetunion gemeinsam dafür gestimmt hatten. Am 5. November drohte der sowjetische Parteichef Nikita Chruschtschow sogar damit, die Angrei-

fernationen Großbritannien und Frankreich auch mit militärischer Gewalt zu vernichten, um den Frieden am Suezkanal wiederherzustellen; er brachte dazu sogar den möglichen Einsatz von Atomwaffen ins Spiel. Die sowjetische Drohung, wie die Briten und Franzosen Fallschirmjäger als »Friedenstruppen« in die umkämpfte Region zu entsenden (aber natürlich auf die ägyptische Seite), war weit weniger öffentlichkeitswirksam, trieb aber die Planer bei den Vereinten Nationen um, die Sorge hatten, dass damit eine UN-geführte Lösung hinfällig werden könnte.

Entscheidend für den weiteren Ausgang war, dass US-Präsident Dwight D. Eisenhower, seit dem Zweiten Weltkrieg eigentlich ein besonderer Unterstützer des *special relationship* zwischen seinem Land und Großbritannien, London jede Unterstützung verweigerte. Eisenhower war erbost, dass Briten und Franzosen ein solches Abenteuer eingegangen waren, ohne – wie es der Nordatlantikvertrag vorsieht, falls »nach Auffassung einer von ihnen die Unversehrtheit des Gebiets, die politische Unabhängigkeit oder die Sicherheit einer der Parteien bedroht ist« – die NATO-Partner zu konsultieren. Zudem erschwerte das britische und französische Vorgehen am Suezkanal es Eisenhower, die gleichzeitig stattfindende sowjetische Invasion in Ungarn zu verurteilen. Letztlich entscheidend war: Der US-Präsident stand im Wahlkampf um seine Wiederwahl. Eisenhower hatte schon am 3. September Eden geschrieben, die amerikanische öffentliche Meinung sei strikt gegen die Anwendung militärischer Gewalt und die britische Wirtschaft sei einem längeren Krieg nicht gewachsen. Unmittelbar nach seiner Wiederwahl am 6. November rief er Eden an und stellte noch einmal klar, dass die USA und auch der Weltwährungsfonds das britische Abenteuer nicht finanzieren würden. Angesichts der wirtschaftlichen Schwäche seines Landes konnte Premierminister Eden dem nichts entgegensetzen und musste einen Waffenstillstand akzeptieren – und das sogar, ohne sich vorher mit den französischen Partnern abgestimmt zu haben.

Die Lösung bestand darin, eine Friedenstruppe der Vereinten Nationen aufzustellen, die den Sinai sichern sollte. Bis zum Jahresende 1956 zogen Briten und Franzosen aus Ägypten ab. Das israelische Militär räumte bis Januar 1957 phasenweise die Sinai-Halbinsel und übergab sie UN-Truppen, an denen sie selbst entgegen ihren Erwartungen nicht beteiligt waren. Letztlich hatte einzig Israel sein Kriegsziel, nämlich den freien Zugang zum Roten Meer und damit zum Indischen Ozean, erreicht.

Die Idee, UN-Truppen zur Friedenssicherung einzusetzen, stammte vom kanadischen Außenminister Lester B. Pearson, der dafür 1957 den Friedensnobelpreis erhielt; auch der UN-Befehlshaber war ein kanadischer General. Die kanadischen Truppen, die in ihren Uniformen den britischen zum Verwechseln ähnelten, erhielten zur stärkeren Unterscheidung Stahlhelme aus einem amerikanischen Depot bei Neapel, die eiligst hellblau angemalt wurden; später beschafften die Kontingente auch Barette in der gleichen Farbe – die ersten »Blauhelme« in der Geschichte der Vereinten Nationen waren geboren. Sie sicherten den Frieden in der Region, bis Nasser 1967 ihren Abzug forderte – das war der Auftakt zum nächsten Krieg, dem Sechstagekrieg Anfang Juni 1967.

Zerreißprobe für die NATO

Für die NATO war der Suezkrieg eine Zerreißprobe: Briten und Franzosen hatten ihre Verbündeten nicht vorher konsultiert und die USA hatten in kritischer Situation die beiden europäischen Mächte ohne Unterstützung gelassen. War das westliche Bündnis sieben Jahre nach seiner Gründung am Ende? Der erste NATO-Generalsekretär, der britische General Hastings Lionel Lord Ismay, hatte schon zurücktreten wollen, und Eisenhower hatte ihm gut zureden müssen, damit er blieb. Ein Dreierausschuss, dem außer Pearson auch der italienische Außenminister Gaetano Martino und sein norwegischer Amtskollege Halvard Lange angehörten, fand eine neue Grundlage für die politische Zusammenarbeit im Bündnis. Großbritannien lehnte sich wieder stärker an die USA an, aber Frankreich setzte in der Folge auf die europäische Karte und auf eine eigenständige Nuklearbewaffnung. Im März 1957 unterzeichneten mit Frankreich, Italien, den Benelux-Staaten und der Bundesrepublik sechs NATO-Mitglieder die Römischen Verträge, mit denen die Europäische Wirtschaftsgemeinschaft ins Leben gerufen wurde, die Keimzelle der heutigen Europäischen Union.

Geheime Allianz: Der britische Premierminister Anthony Eden (re.) und der französische Premierminister Guy Mollet (li.) trafen eine Absprache zum Angriff auf Ägypten.

Israelis, Briten und Franzosen waren auf dem Schlachtfeld am Suezkanal erfolgreich und verloren doch den Krieg – weil sie eine Grundregel des preußischen Militärtheoretikers Carl von Clausewitz nicht beachtet hatten: Krieg ist politisch.

Oberst a.D. Prof. Dr. Winfried Heinemann *war bis zu seiner Zurruhesetzung Historiker am ZMSBw und bis 2024 Professor an der BTU Cottbus/Senftenberg.*

Literaturtipp

Winfried Heinemann, Suezkrise und Ungarischer Volksaufstand 1956, Ditzingen 2026.

Zivilverteidigung im Kalten Krieg

Die Zivilverteidigung ist neben der militärischen Verteidigung die zweite Säule der Gesamtverteidigung. Sie umfasst dabei mehr als Sirenen oder Schutzräume. Diese beiden Aufgaben fallen unter den Zivilschutz, der aber nur eines von vier Aufgabenfeldern der Zivilverteidigung ist.

Von Cornelia Juliane Grosse

Aufrechterhaltung der Staats- und Regierungsfunktionen

Die Aufrechterhaltung der Staats- und Regierungsfunktionen wäre im Kriegsfall zentral gewesen, um die Verteidigungsfähigkeit der Bundesrepublik sicherzustellen. Staatlichen Akteure, von der Bundesregierung bis hin zu den Kommunen, mussten arbeitsfähig bleiben, um weiterhin Entscheidungen treffen zu können, etwa notwendige Evakuierungsmaßnahmen auszulösen. Die Einrichtung von Schutzräumen war hierfür besonders bedeutsam. Der wohl bekannteste ist der sogenannte Regierungsbunker im Ahrtal, der im Verteidigungsfall der Bundesregierung, dem Gemeinsamen Ausschuss (als Ersatzorgan für Bundestag und Bundesrat) und einigen weiteren Entscheidungsträgern als Zuflucht gedient hätte. In der finalen Ausbaustufe umfasste er 17 Kilometer Tunnelanlage mit 897 Büros und 936 Schlafräumen. Er hätte circa 3000 Personen für 30 Tage Schutz geboten.

picture alliance

Spartanische Sicherheit: Der Bundespräsident war eine der wenigen Personen mit einem garantierten Schutzraumplatz.

Zivilschutz

Der Zivilschutz ist der bekannteste Baustein der Zivilverteidigung. Hierunter fällt die Warnung der Bevölkerung. In der Bundesrepublik wurde frühzeitig mit dem Aufbau eines Sirenensystems begonnen. Es umfasste bis zum Ende des Kalten Krieges über 80 000 Sirenen und deckte damit etwa 80 Prozent des Bundesgebietes ab; in Ballungsräumen sogar bis zu 100 Prozent. Allerdings hätte die Vorwarnzeit im Fall eines Überraschungsangriffs nur wenige Minuten betragen – kaum Zeit, um sich an einen sicheren Ort zu begeben.

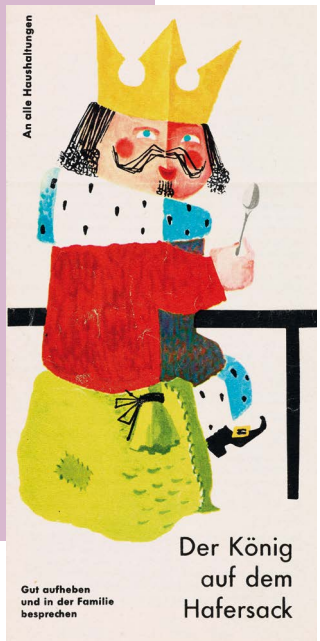
picture alliance / CHROMORANGE | Michael Bihlmayer

picture alliance / Richard Koll | Richard Koll

14 Tage autark: Vorstellung eines Musterpakets zur Bevorratung von Lebensmitteln, April 1962

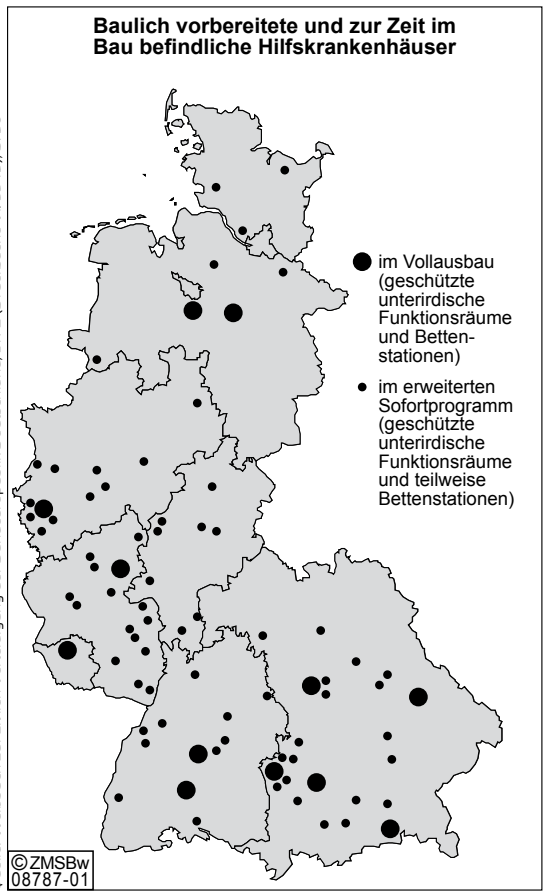
Versorgung

Der Baustein Versorgung hatte das Ziel, die Grundbedürfnisse der Bevölkerung soweit wie möglich zu erfüllen: die Versorgung mit Energie, Wasser, Gütern des täglichen Gebrauchs oder Lebensmitteln. Zum Teil hatte der Staat für den Ernstfall Vorsorge getroffen. So richtete die Bundesregierung eine »Bundesreserve Getreide« und eine »Zivile Verteidigungsreserve« ein. Die Regierung setzte daneben auf die individuelle Vorsorge der Bevölkerung. In zahlreichen Broschüren und Kampagnen wurde diese dazu aufgerufen, eigene Vorräte für 10–14 Tage anzulegen.



Deutsches Historisches Museum / S. Ahlers

Werbekampagne: Das Faltblatt von 1961 sollte die Bevölkerung zur eigenen Vorratshaltung motivieren.



Quelle: Weißbuch zur zivilen Verteidigung der Bundesrepublik Deutschland, 1972 (Drucksache VI/3345), S. 58

Unterstützung der Streitkräfte

Das Gesundheitswesen spielte eine zentrale Rolle bei der Unterstützung der Streitkräfte. Die Bundeswehr verfügte gegen Ende des Kalten Krieges über 13 eigene Krankenhäuser und plante, im Verteidigungsfall zusätzlich eine Reservelazarettorganisation aufzubauen. Doch von Beginn an hätte sie sich auch auf die zivile Infrastruktur abstützen müssen. Auf ziviler Seite sollte im Verteidigungsfall die Kapazität der über 3000 regulären Krankenhäuser durch die Einrichtung von sogenannten Hilfskrankenhäusern erhöht werden. Doch die Vorbereitung entsprechender Strukturen blieb, vor allem aufgrund der hohen Kosten, rudimentär. 1987 waren gerade einmal 214 Objekte mit knapp 80 0000 zusätzlichen Bettenplätzen eingerichtet. Nicht ansatzweise wurde die geforderte zusätzliche Kapazität von mindestens 1,5 Millionen Betten erreicht.

Sanitätsreserve: Standorte der Hilfskrankenhäuser in der Bundesrepublik, Weißbuch zur Zivilen Verteidigung von 1972

Das Ende des ersten Nürnberger Prozesses

Oktober 1946

akg-images / US NAVY / SCIENCE PHOTO LIBRARY

Komplexes Verfahren: An den Nürnberger Prozessen waren zahlreiche Richter und Anwälte beteiligt. Die Angeklagten (li.) wurden von Militärpolizei bewacht.

Am 1. Oktober 1946 ging in Nürnberg das Verfahren gegen die sogenannten Hauptkriegsverbrecher zu Ende. Nach fast einem Jahr verkündete der Internationale Militärgerichtshof seine Urteile gegen 22 führende Vertreter des nationalsozialistischen Regimes, die als Politiker, Militärs und Funktionäre Mitverantwortung für Angriffskrieg und millionenfachen Mord trugen. Die vier Siegermächte USA, Großbritannien, Sowjetunion und Frankreich hatten das Gericht mit dem im August 1945 unterzeichneten Londoner Statut eingerichtet. Sie stellten jeweils einen Chefankläger. Der US-Hauptankläger Robert H. Jackson, Richter am Supreme Court der USA, beschrieb den Auftrag als Versuch, die Besiegten nicht der Rache, sondern dem Urteil des Rechts zu unterwerfen.

Das Londoner Statut definierte drei Straftatbestände: Verbrechen gegen den Frieden, Kriegsverbrechen und Verbrechen gegen die Menschlichkeit. Hinzu kam ein Grundsatz, der bis heute trägt: Auch wer für einen Staat handelt, kann persönlich zur Rechenschaft gezogen werden. Der Verweis auf Befehl, Amt oder staatliche Politik schützte nicht länger vor Strafe.

Zwölf Angeklagte wurden zum Tode verurteilt, darunter Hermann Göring, Joachim von Ribbentrop, Wilhelm Keitel und auch Martin Bormann, der tatsächlich zu diesem Zeitpunkt bereits tot war. Drei erhielten lebenslange, vier mehrjährige Haftstrafen, drei wurden freigesprochen. Am 16. Oktober 1946 wurden die Todesurteile vollstreckt. Göring entzog sich der Hinrichtung durch Suizid.

Umstritten war der Prozess von Beginn an. Die Verteidigung berief sich auf den Grundsatz »keine Strafe ohne Gesetz« und warf den Alliierten Siegerjustiz vor, da nur die Besiegten vor Gericht standen. Zugleich schuf das Verfahren einen Rahmen, in dem die NS-Verbrechen öffentlich gemacht, dokumentiert und nach justizförmigen Regeln verhandelt wurden. Überlebende der Vernichtungslager sagten ebenso aus wie Täter. In Deutschland galt der Prozess vielen Zeitgenossen als fair. Eine Kollektivschuld lehnten die meisten jedoch ab und verorteten die Verantwortung bei der NS-Führung, nicht beim »einfachen Volk«.

Den Holocaust verhandelte das Gericht als Verbrechen gegen die Menschlichkeit. Einen eigenen Tatbestand gab es hierfür noch nicht. Er wurde erst mit der UN-Völkermordkonvention 1948 geschaffen. Die aus dem Prozess erarbeiteten Nürnberger Prinzipien wurden zur Grundlage des späteren Völkerstrafrechts. Es reicht von den Tribunalen für das ehemalige Jugoslawien und Ruanda bis zum Internationalen Strafgerichtshof in Den Haag. Was in Nürnberg begann, prägte die Frage, ob und wie sich schwerste Verbrechen ahnden lassen.

Achtzig Jahre später bleibt Nürnberg damit beides: ein historischer Einschnitt und eine offene Aufgabe.

Henning de Vries

Die »Force Z«

10. Dezember 1941

In der zweiten Jahreshälfte 1941 bahnte sich eine japanische Aggression gegen das britische Kolonialreich im Fernen Osten an. Zur Sicherung des eigenen Einflussbereichs im Fernen Osten verfolgte das Britische Empire nach dem Ersten Weltkrieg die sogenannte Singapur-Strategie, die unter anderem den Einsatz der Royal Navy vorsah. Singapur war der Anker der Verteidigung. Im Oktober entsandte man ein modernes Schlachtschiff, die HMS »Prince of Wales«, aus Großbritannien als »Force G« unter dem Kommando von Admiral Sir Tom Phillips nach Singapur. Die »Force G« wurde um den Schlachtkreuzer HMS »Repulse« und um mehrere Zerstörer verstärkt und traf am 2. Dezember in Singapur ein. Mit dem Luftangriff der Japaner auf Singapur wurde der Verband am 8. Dezember 1941 in »Force Z« umbenannt.

Der entscheidende Nachteil der Briten in Fernost war ihr Mangel an modernen Flugzeugen, da diese auf dem europäischen Kriegsschauplatz eingesetzt wurden. Noch am 8. Dezember lief die »Force Z« mit vier Zerstörern aus, um einen japanischen Konvoi in Richtung Malaysia abzufangen. Am Folgetag wurde der Verband durch japanische Flugzeuge und ein U-Boot aufgeklärt, weshalb Phillips zurück nach Singapur lief. Doch am 10. Dezember 1941 griffen mehrere Wellen japanischer Flugzeuge den britischen Verband an. 88 Flugzeuge besiegelten das Schicksal der »Prince of Wales« und der »Repulse« trotz heftiger Gegenwehr. Beide Schiffe sanken nach Bomben- und Torpedotreffern. 840 britische Seeleute und 18 japanische Flieger starben.

Erstmals in der Seekriegsgeschichte versenkten Flugzeuge Schlachtschiffe auf offener See. Eine neue Ära hatte begonnen. Auf den Verlust der »Force Z« folgten weitere schwere Rückschläge: Hongkong fiel Ende Dezember 1941 und Singapur Mitte Februar 1942. Der Fall von Singapur gilt bis heute als die größte Niederlage in der Geschichte des Britischen Empire.

Christian Jentzsch

Der Volksaufstand in Ungarn

23. Oktober bis 15. November 1956

Angefangen hatte der Aufstand weitab von Ungarn, im polnischen Posen. Im Juni 1956 schlug polnisches Militär den dortigen Aufstand nieder, doch zugleich gelangten Reformer an die Spitze des Landes. Die Sowjetunion hatte zwar mit einer Intervention gedroht, aber nichts unternommen. So sahen auch die Ungarn ihre Chance für Veränderungen.

Am 23. Oktober demonstrierten Budapester Studenten ihre Solidarität mit dem Posener Aufstand – und begannen ihren eigenen. Sie stürmten das Gebäude des staatlichen Radios. Am Abend forderten bereits 200 000 Menschen vor dem Parlament freie Wahlen sowie Meinungs- und Pressefreiheit. Unter dem Druck der Proteste wurde der reformorientierte Kommunist Imre Nagy Ministerpräsident. Gleichzeitig ließ Parteichef Ernő Gerő die Staatssicherheit auf die Demonstrierenden schießen und bat die Sowjetunion, einzugreifen. Am nächsten Morgen rollten Panzer der seit 1945 in Ungarn stationierten Sowjetarmee durch die Straßen Budapests. Es war als Machtdemonstration gedacht. Daher wurden die Panzer nicht von Infanterie unterstützt und waren so leichte Ziele für die Aufständischen.

Der unerwartet große Widerstand der Budapester zwang die Sowjets zum Rückzug. Am 25. Oktober wurde Gerő entmachtet. Die Reformer glaubten, gewonnen zu haben. Nagy verkündete am 30. Oktober das Ende der Einparteienherrschaft und am 1. November den Austritt Ungarns aus dem Warschauer Pakt. Doch die Sowjets und die Reformgegner schlugen zurück. Aus der Sowjetunion kommend stießen neue Divisionen auf Budapest vor. Vom 4. bis zum 15. November tobten heftige Kämpfe im Land, die Aufständischen unterlagen. Nagy wurde im November verhaftet und 1958 hingerichtet und anonym bestattet, ebenso sein erst am 29. Oktober 1956 ernannter Verteidigungsminister Pál Maléter. Als Oberst hatte dieser den Befehl verweigert, den Aufstand niederzuschlagen, und sich ihm angeschlossen. Im Juni 1989 wurden Maléter und Nagy unter Anteilnahme von mehreren hunderttausend Menschen feierlich mit allen Ehren der Nation nochmals beigesetzt.

Aufstand der Bevölkerung: Bewaffnete in der Budapester Innenstadt am 23. Oktober 1956

akg-images / Erich Lessing

Klaus Storkmann

Bundeswehr / Krebs

Zeichen des Einsatzes: Das Wappen der MEDEVAC-Kompanie des 5. Deutschen Heereskontingentes SFOR

SFOR

Die Bundeswehr im robusten Friedenseinsatz

Am 12. Dezember 1996 autorisierte der UN-Sicherheitsrat für Bosnien-Herzegowina die Ablösung der Implementation Force (IFOR) durch eine Stabilization Force (SFOR). Die multinationale Stabilisierungstruppe der NATO war mit einem robusten Mandat versehen, um ihren Auftrag – Verhinderung erneuter Feindseligkeiten und jeder Bedrohung für den Frieden – auch mit Waffengewalt durchsetzen zu können. Die Beteiligung eines deutschen Kontingents zeigte, dass Deutschland bereit und fähig war, auch militärisch Verantwortung zu übernehmen.

Von Agilolf Keßelring

IMAGO / photothek

Militärische Verantwortung in internationaler Gemeinschaft: Deutsche und französische Soldaten in Sarajewo, 5. Februar 1997

Hintergrund der SFOR und zuvor IFOR waren die seit 1991 geführten Jugoslawienkriege, deren Schwerpunkt sich ab 1992 nach Bosnien-Herzegowina verlagert hatte. Nach dem serbischen Völkermord in Srebrenica (Juli 1995), der kroatischen Rückeroberung der Krajina und dem zweiten Markale-Massaker in Sarajewo im August 1995 folgten NATO-Luftschläge gegen serbische Stellungen in Bosnien-Herzegowina. Daraufhin willigte der serbische Präsident Slobodan Milošević in das Abkommen von Dayton ein. Dieses sollte durch IFOR und SFOR militärisch abgesichert werden. Die multinationale Stabilisierungstruppe war mit insgesamt 32 000 Soldaten in ihrem ersten Kontingent nur halb so stark wie ihre Vorgängermission. Als NATO-Operation firmierte sie unter dem Namen »Joint Guard«; mit reduzierter Truppenstärke ab Juni 1998 bis zum Ende der Mission unter der Bezeichnung »Joint Forge«. Dies erklärt, warum es in der Zählung zwei erste deutsche SFOR-Kontingente (GECONSFOR) gab, da mit »Joint Forge« die halbjährige Kontingentsnummerierung wieder von vorne begann. Ursprünglich war für den Einsatz dieser seitens der Vereinten Nationen neu mandatierte Friedenstruppe der NATO eine Dauer von 18 Monaten vorgesehen – tatsächlich kam der Einsatz erst im Dezember 2004 zu einem Abschluss.

Von besonderer Bedeutung für das Mandat der SFOR war, dass es genauso robust gestaltet war wie das der Vorgängermission IFOR. Das schwache Mandat der vorangegangenen und gescheiterten Mission United Nations Protection Force (UNPROFOR) war, neben der schwachen personellen Ausstattung und widersprüchlichen Befehlsketten, eine der Hauptursachen dafür gewesen, dass mehrere Kriegsverbrechen im Einsatzgebiet nicht hatten verhindert werden können. Hervorzuheben sind hier insbesondere die Angriffe auf die ostbosnischen UN-Schutzzonen Goražde, Srebrenica und Žepa sowie die regelrechten Menschenjagden durch serbische Scharfschützen in der belagerten Hauptstadt Sarajewo. Während nach dem Fall von Srebrenica die Streitkräfte der bosnischen Serben systematisch über 7000 Menschen ermordeten, waren die Folgen in den anderen Enklaven weniger drastisch, da in Žepa ukrainische UN-Soldaten 10 00 Zivilisten eigenmächtig evakuierten und in Goražde britische UN-Soldaten aktiv in die Verteidigung der Stadt eingriffen. Letztere Maßnahmen waren nicht durch UN-Resolutionen gedeckt, retteten aber Tausende von Menschenleben. Entsprechend beinhalteten die Rules of Engagement (ROE), also die Regeln für den Einsatz von Gewalt und Zwangsmaßnahmen, bei SFOR das Recht zur Anwendung von Waffengewalt zur Durchsetzung des Auftrags sowie zum eigenen Schutz.

Bundeswehr / SFOR / DF-Brigade

Teil des Bundeswehr-Engagements: Transporthubschrauber CH-53 im Landeanflug beim Feldlager Rajlovac, 1. August 2002

Zu dem Auftrag der Friedenssicherung kam die Bereitstellung selektiver Unterstützung für zivile Organisationen, allen voran für den Hohen Flüchtlingskommissar der Vereinten Nationen (UNHCR) bei den Bemühungen um die Rückführung von Flüchtlingen und Vertriebenen sowie für das Internationale Kriegsverbrechertribunal für das ehemalige Jugoslawien (ICTY). Während der Auftrag, Feindseligkeiten zu verhindern, erfüllt wurde und damit SFOR insgesamt als Erfolg zu bewerten ist, scheiterte die Mission – von einzelnen Leuchtturmprojekten, wie etwa dem massiv seitens Deutschland und der EU geförderten Rückkehrer-Projekt von Serben nach Hadžići abgesehen – bei der Rückführung der geflüchteten oder vertriebenen Minderheiten. Besonders schwierig gestaltete sich auf Grund feindseliger Aufnahme die Rückkehr von Minderheitsflüchtlingen in die Republika Srpska: Während beispielsweise bis 1995 insgesamt 67 Prozent der Kroaten aus Bosnien-Herzegowina vertrieben worden waren, kehrten bis zum Jahr 2006 lediglich 13 Prozent in ihre ursprüngliche Heimat zurück.

Von Kroatien »in die Box«

An IFOR hatte Deutschland zwar bereits mit 2600 Soldaten teilgenommen, aber – zumindest formal und in der Öffentlichkeit seitens der Politik stets besonders betont – nicht mit gepanzerten Kampftruppen, sondern lediglich mit einem Transporteinsatzverband. Dieser war nicht in Bosnien-Herzegowina, sondern im schon befriedeten Kroatien

stationiert. Freilich gehörte zum ersten deutschen Kontingent IFOR bereits eine, bald in Transportaufklärungskompanie umbenannte Sicherungskompanie, bestehend aus Panzeraufklärern und Gebirgsjägern – das deutsche Kontingent verfügte also bereits über eben jene Kampftruppen, über die Verteidigungsminister Volker Rühe gegenüber dem Magazin »Der Spiegel« noch geäußert hatte, sie seien ihm »zu martialisch«. Darüber hinaus versorgte dieser Transporteinsatzverband seinem Auftrag gemäß die drei NATO-Divisionen der Verbündeten im IFOR-Einsatzgebiet Bosnien-Herzegowina oder – wie es zeitgenössisch im Bundesverteidigungsministerium hieß – »in der Box«. Deutsche Soldaten waren also bereits in der Praxis im Rahmen von IFOR in Bosnien-Herzegowina im Einsatz, wenn auch formal nicht dort stationiert. Mit SFOR ging es nun auch offiziell »in die Box«. Für Deutschland stellte die Teilnahme an der SFOR einen Meilenstein der damals als »Rückkehr zur Normalität« bezeichneten Entwicklung der Bundesrepublik hin zu einer mit Frankreich und Großbritannien auch militärisch gleichberechtigten europäischen Macht dar.

Kein nationaler Alleingang!

Ausgeplant wurde das erste deutsche Kontingent für SFOR der Operation »Joint Guard« im Heeresführungskommando unter dem Befehlshaber Generalleutnant Dr. Klaus Reinhard: ein gemischter Überwachungsverband unterstützt durch Panzeraufklärer, Heeresflieger, Pioniere, ein Feldlazarett sowie Logistiktruppen. An materieller Ausstattung bedeutete dies unter anderem den Spähpanzer »Luchs« mit 20-mm-Bordmaschinenkanone, den Transportpanzer »Fuchs« sowie drei bis vier Transporthubschrauber CH-53. All diese Waffensysteme waren in kleineren Mengen bereits bei IFOR eingesetzt worden. Den kampfkräftigen Kern des deutschen Einsatzverbandes bildete der knapp 600 Mann starke gepanzerte Einsatzverband SFOR. Gänzlich neu war beispielsweise der Einsatz von Aufklärungsdrohnen CL-289 der deutschen Artillerie in Mostar ab Februar 1997.

Aus politischen Gründen wurde für die Führung des deutschen Einsatzverbandes SFOR der Stab der Deutsch-Französischen Brigade unter Führung von Brigadegeneral Hans-Otto Budde ausgewählt, da dieser Einsatz im Rahmen der nun als Multinational Division Southeast bezeichneten französischen Division »Salamandre« erfolgte. Eingesetzt wurde aber nicht die gesamte Deutsch-Französische Brigade als organisch gewachsener Verband, sondern eine nach dem Task Force-Prinzip zusammengesetzte Truppe mit handverlesenem Führungspersonal und ebensolchen Einheiten. Darüber hinaus dienten deutsche Soldaten in der Dienststelle des »Nationalen Befehlshabers Einsatzland«, die mit dem Kommandeur der

5. Panzerdivision, Generalmajor Klaus Frühhaber, besetzt wurde. Zugleich war dieser CJ4 (Combined Joint Staff Logistics) im NATO-Hauptquartier SFOR. Der eigentliche Stab des Nationalen Befehlshabers bestand aus 73 Soldaten und bildete die Führungsgrundgebiete G1 bis G6 mit einem klaren Schwerpunkt auf G2 (Militärisches Nachrichtenwesen) und G3 (Führung und Organisation) ab. Hinzu kam unter anderem ein Trupp von »Radio Andernach« aus der Operativen Information sowie ein durch das Amt für Nachrichtenwesen der Bundeswehr und den MAD gestelltes Element JASMIN (Joint Analysis System Military Intelligence) und ein auf Zusammenarbeit angewiesenes, durch den Bundesnachrichtendienst gestelltes Element GENIC (German National Intelligence Cells).

Deutschland setzte im Rahmen von SFOR also die Notwendigkeit einer eigenen (nationalen) nachrichtendienstlichen Komponente im Einsatz erstmals für die operative bis taktische Ebene des Einsatzes konsequent um. Diese agierte unabhängig von den integrierten, also internationalen G2-Einrichtungen bei SFOR auf den verschiedenen Ebenen. Dies stellte einen wesentlichen Schritt in Bezug auf ein Handeln auf Augenhöhe dar, denn auch Frankreich und die USA verfügten ganz selbstverständlich über vergleichbare nationale, nicht-integrierte Elemente. Gerechtfertigt wurde diese nationale Komponente durch eigene technische Aufklärungsmittel, die das deutsche Heer zur Gewinnung des Lagebildes bei SFOR einbrachte: elektronische Kampfaufklärung (Eloka) und unbemannte Luftaufklärungssysteme (Drohnen). Truppendienstlich unterstanden diese der »Division Salamandre«. Auch die mittlere Heeresfliegertransportstaffel sowie das nun in Rajlovac eingerichtete deutsche Feldlazarett, das sich bereits im Rahmen IFOR im kroatischen Trogir bewährt hatte, waren weit über ihre militärische Funktion hinaus auch politisch bedeutsam. Die Anzahl der deutschen Soldaten betrug zusammen etwa 700.

Auch wenn zeitgenössisch stets betont wurde, dass SFOR eine eigene neue NATO-Mission und eben nicht nur eine Fortführung von IFOR sei, muss sie im praktischen Sinne nach erfolgreichem Abschluss der IFOR gewissermaßen als die Zündung der nächsten Stufe verstanden werden.

Erbe der IFOR

Völkerrechtlich verfügte SFOR freilich über ein anderes UN-Mandat und auch die Zusammensetzung der einzelnen Divisionen war unterschiedlich. Genau wie die IFOR auch hatte die SFOR jedoch die im Abkommen von Dayton festgelegten Waffenstillstandslinien mit ihren etwa vier Kilometer breiten entmilitarisierten Zonen zu schützen. Ihre Vorgängermission trug die Umsetzung des am 14. Dezember 1995 in Paris unterzeichneten Abkommens im Namen. Der Rückzug der schweren Waffen aus den in Dayton vereinbarten Waffenstillstandszonen war bereits zum 27. Juni 1996 durchgesetzt worden. Im September 1996 hatte die Organisation für Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa (OSZE) die ersten freien Wahlen in der Geschichte Bosnien-Herzegowinas verwirklicht. Die NATO-Soldaten und ihre am Einsatz beteiligten Partner hatten bei IFOR unter großen Gefahren ihren Auftrag erfüllt und sich rasch einen guten Ruf bei der Bevölkerung Bosnien-Herzegowinas erworben. SFOR profitierte davon – und die Deutschen als Newcomer von der reichhaltigen Bosnien-Herzegowina-Erfahrung der seit Februar 1992 dort eingesetzten französischen Kameraden.

Lessons Learned?

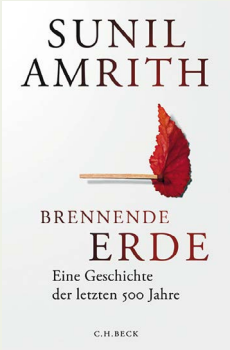
Die historische Bedeutung des deutschen SFOR-Einsatzes reicht weit über den Balkan hinaus. Deutschland zeigte, dass es bereit und fähig ist, auch militärisch Verantwortung zu übernehmen – dies nicht trotz seiner Geschichte, sondern in deren Konsequenz: als demokratische Macht, die Völkermord und Vertreibung nicht tatenlos hinnimmt. Die Bundeswehr zeigte sich in Bosnien-Herzegowina hochprofessionell, modern und bestens integriert. Doch rächt sich bis heute die Halbherzigkeit des Daytoner Abkommens in Folge einer zögerlichen und stets auf Russlands Forderungen Rücksicht nehmenden Außenpolitik des Westens. So bestätigte Dayton im Großen und Ganzen die faktischen, aus dem Krieg in Bosnien-Herzegowina resultierten Gebietsaufteilungen als innerstaatliche Grenzen zwischen den sogenannten Entitäten, also der serbisch dominierten Republika Srpska und der bosnisch-kroatischen Föderation Bosnien und Herzegowina. Der zentrale Kriegsverbrecher, der serbische Präsident Milošević, wurde durch den Vertrag von Dayton zu einem Verhandlungspartner aufgewertet und erst 2001 nach seiner Abwahl verhaftet und vor das UN-Kriegsverbrechertribunal in Den Haag gestellt. Das Wesen des Konflikts als Blaupause hinsichtlich Rechtfertigungsstrategie sowie systematisch angewandter Kriegsverbrechen für den späteren russischen Angriff auf den Donbass ab 2014 war nicht erkannt worden. Das von Milošević und dem nach Russland geflüchteten und dort in ehemaligen KGB-Kreisen stark rezipierten Verteidigungsminister Veljko Kadijević propagierte Narrativ, Serbien habe lediglich seinen »unterdrückten Brüdern« in Bosnien-Herzegowina geholfen, erinnert stark an die heutigen Narrative Wladimir Putins in Bezug auf die Ukraine. Auch wenn SFOR als Einsatz sicherlich ein Erfolg war, auf den die Beteiligten bis heute stolz sein dürfen – für die dem IFOR-Einsatz vorhergehende außenpolitische Leistung bis 1995 in Europa und den Vereinigten Staaten gilt dies im Ergebnis nicht.

Oberstleutnant d.R. PD Dr. Agilolf Keßelring *ist Dozent für Geschichte der europäischen Kriegskunst an der finnischen Nationalen Verteidigungsuniversität.*

Literaturtipp

Agilolf Keßelring, Die Bundeswehr auf dem Balkan. Zwischen Krieg und Friedenseinsatz, Göttingen 2023.

Bücher



Umwelt-Militär-Geschichte

Was haben Krieg, Militär und Umwelt miteinander zu tun? Einiges, wie Sunil Amrith in seinem hier empfohlenen Buch zeigt. So war etwa die militärische Expansion des britischen Empire nur durch vorherige Ausbeutung der Natur möglich. Die beiden Weltkriege waren nicht nur humanitäre und politische, sondern auch ökologische Katastrophen. Die Staaten führten einen »Krieg gegen den Boden«, dem sie alle für die Kriegswirtschaft notwendigen Ressourcen entrissen. In beiden Kriegen starben Millionen Menschen, aber ebenso Massen an Tieren und ganze Lebensräume wurden vernichtet. Die Intensivierung der Landwirtschaft in den USA, die auch dazu diente, den Verbündeten Großbritannien zu versorgen, führte zur Verödung zahlreicher Landstriche. Munitionsreste und Giftgas belasten Böden und Meere teilweise bis heute. Schlussendlich fällt die Zerstörung der Natur immer auf den Menschen selbst zurück. Eine erhellende, wenn auch teilweise deprimierende Lektüre.

Dennis Werberg

Sunil Amrith, Brennende Erde. Eine Geschichte der letzten 500 Jahre, München 2025. ISBN 978-3-406-82927-7, 505 S., 34,00 Euro

Steppenkind und Welteroberer

Wie schreibt man die Lebensgeschichte eines Mannes, dessen Widersprüchlichkeit ihn gleichzeitig als strahlenden Helden und als menschenverachtendes Monster erscheinen lässt? Eines Mannes, der das größte Landimperium der Geschichte schuf und einerseits großen Wert auf Recht und Ordnung in seinem Reich legte, dessen Reiterarmeen andererseits Tod und Vernichtung über Asien und Europa brachten?
Gisela Graichen, Fernsehautorin, und Matthias Wemhoff, Archäologe, haben sich dieser Mammutaufgabe angenommen und dem »Mann des Jahrtausends« (Washington Post, 1995) eine schlanke und äußerst kurzweilige Biografie gewidmet. Die ausgewogene Darstellung ist mitreißend geschrieben und wird durch zahlreiche Karten und Abbildungen sinnvoll ergänzt.
Herausragend ist auch die Methodik des Bandes: Geschichtswissenschaftliche Erkenntnisse, Archäologie und Journalismus vereinen die Autoren geschickt zu einer Mischung, die mehr ist als die Summe ihrer Teile. Absolut lesenswert!

Martin H. Schulz

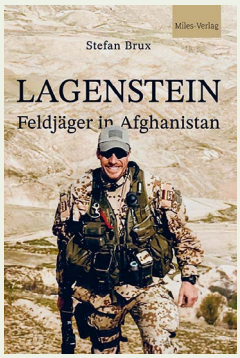
Gisela Graichen und Matthias Wemhoff, Dschingis Khan. Der Fürst des Unermesslichen, Berlin 2026. ISBN 978-3-549-11016-4, 288 S., 22,00 Euro

Geschichte benutzen

Dem Philosophen Georg Wilhelm Friedrich Hegel wird die Erkenntnis zugeschrieben, »die Geschichte lehrt, dass die Geschichte die Menschen nichts lehrt.« Dennoch ist Lernen aus der Geschichte eines der am häufigsten strapazierten Argumente, um eigene Politik, getroffene Entscheidungen und neue Kriege zu rechtfertigen. Dieses »Lernen« stellt Peter Geiss anhand von 14 Fallbeispielen vor. »Seit der Antike«, so heißt es im Untertitel, aber nur eine seiner Erzählungen stammt aus dieser Epoche und behandelt Octavian. Neun seiner Beispiele fand Geiss hingegen im 20. Jahrhundert, bis hin zum Bielefelder Parteitag der Grünen 1999. »Nie wieder Krieg, nie wieder Auschwitz«, schrie Außenminister Joseph Fischer aufgebracht den Kritikern der Beteiligung der Bundeswehr am Krieg gegen das damalige Jugoslawien entgegen. Und so legt Geiss nicht nur dar, wie aus der Vergangenheit gelernt wurde, sondern beleuchtet »Gebrauch und Missbrauch der Geschichte«.

Klaus Storkmann

Peter Geiss, Geschichte in Zeiten der Unsicherheit. Wie Politik seit der Antike aus der Vergangenheit lernt, Stuttgart 2025. ISBN 978-3-17-045282-4, 504 S., 29,00 Euro



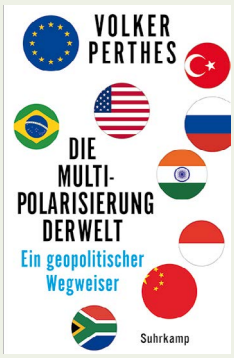
Gefallen in Afghanistan

Hauptfeldwebel Tobias Lagenstein fiel am 28. Mai 2011 bei einem Anschlag im afghanischen Taloqan als Kommandoführer im Personenschutz für den Kommandeur des Regionalkommandos Nord. Stefan Brux nimmt dieses Schicksal zum Ausgangspunkt, um nicht nur den Anschlag, sondern auch dessen Folgen für Familie, Kameraden und die Bundeswehr zu beleuchten. Grundlage des Buches sind erstmals ausgewertete Nachlassdokumente sowie zahlreiche Interviews.

Der Band geht über eine reine Biografie hinaus. Er fragt, was bleibt, wenn ein Mensch stirbt, ein Soldat fällt, ein Familienmitglied nicht wieder nach Hause kommt. Anhand des Lebens und Todes Lagensteins zeichnet Brux ein Bild des deutschen Afghanistaneinsatzes und fragt zugleich nach dem gesellschaftlichen Umgang mit Gefallenen, Veteranen und militärischem Dienst in Deutschland. Das Buch verbindet persönliche Erinnerungen mit militärhistorischer Einordnung und versteht sich als Beitrag zur deutschen Veteranenkultur in der Zeitenwende.

Luisa Eckert

Stefan Brux, Lagenstein – Feldjäger in Afghanistan, Berlin 2026. ISBN 978-3-96776-107-8, 320 S., 39,80 Euro



Weltpolitik heute: multipolar

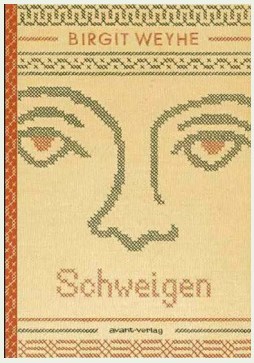
Die USA als internationale Vormacht zwischen Selbstüberhebung und Selbstzweifel; China als aufstrebende Großmacht; Indien als bevölkerungsreichste Nation der Welt; die Europäische Union als Zivilmacht, die strategisch noch autonom werden muss; schließlich Russland, Zerstörer der europäischen Friedensordnung von 1990/91 und »retro-imperiale« Macht: Volker Perthes deutet die heutige Weltpolitik als multipolare Herausforderung.

Neben diese Pole treten regionale Kraftfelder in Nahost, Südostasien und Afrika. Mit dem titelgebenden Begriff der Multipolarisierung unterstreicht Perthes Dynamik und Wandelbarkeit der internationalen Ordnung.

Souverän ist die Vogelperspektive des Autors und zugleich das überzeugende Wissen im Detail. Er verkennt zwar nicht die Intensität der gegenwärtigen Konflikte, bleibt aber verhalten optimistisch: Internationale Politik war schon immer ein Aushandlungsprozess, in dem es darum ging, Krisen zu überwinden.

Armin Wagner

Volker Perthes, Die Multipolarisierung der Welt. Ein geopolitischer Wegweiser, Berlin 2026. ISBN 978-3-518-43290-7, 352 S., 26,00 Euro



Reden ist Silber

Schweigen ist vielschichtig: Täter vertuschen, Opfer verstummen. Und eine schweigende Mehrheit macht Verbrechen erst möglich. Da setzt diese wahre Geschichte ein: Das Mädchen Ellen wird im November 1938 der Schule verwiesen, sie ist Jüdin. Ihr gelingt es, nach Argentinien auszuwandern. Ellen heiratet 1942 und bekommt vier Kinder, eines ist Nora. Die junge Nora Marx engagiert sich in einer linken Stadtguerilla und wird im August 1976 von der Militärjunta verschleppt. Ellen sucht sie verzweifelt. »Ich werde nicht schweigen«, sagt sie zu ihrem Mann und schließt sich Müttern an, die in Buenos Aires wöchentlich gegen das Verschwinden ihrer Kinder protestieren. Die Mehrheit schweigt dazu, meist aus Angst. Nora bleibt für immer verschwunden. Der Sachcomic erzählt ein weiteres Schicksal: das der Deutschen Elisabeth Käsemann. Sie starb 1977 in einem Folterlager der Militärjunta. Das Auswärtige Amt wurde in vielen solcher Fälle zwar um Hilfe gebeten, doch es schwieg dazu. Birgit Weyhe erzählt in Wort und Bild in bewegender Weise ein unrühmliches Kapitel deutscher Außenpolitik nach.

Michael Thomae

Birgit Weyhe, Schweigen, Berlin 2025. ISBN 978-3-96445-141-5, 368 S., 39,00 Euro

Medien

»Kanonenfieber« Der Erste Weltkrieg in Metal

Metall und Militärgeschichte gehören zusammen – Metall in zweifacher Weise: als Material, aus dem die Waffen sind, und als Musikrichtung (mit einem »L«). Die Band Iron Maiden hat schon in den 1980er-Jahren in »Aces High« die Luftschlacht um England 1940 besungen. Weitere Beispiele für das Zusammengehen von Metal und Militärgeschichte sind: die Band Saxon mit der Zeit der Kreuzzüge (»Crusader«), Motörhead, welche die Schrecken des Grabenkrieges schilderten (»1916«), oder die schwedischen Power-Metal-Größen von Sabaton, vor denen kein bewaffneter Konflikt der Neuzeit sicher ist.

Die deutsche Band Kanonenfieber zeichnet zwei Alleinstellungsmerkmale aus: Sie singen auf Deutsch und über den Ersten Weltkrieg. Warum ist das etwas Besonders? Zum einen, da die ansonsten sehr vielfältige Metal-Welt wenige Bands aufweist, die auf Deutsch singen. Zum anderen wird der Konflikt von 1914 bis 1918 in der deutschen Populärkultur selten thematisiert. Der Erste Weltkrieg ist kaum sichtbar, ganz anders als in Großbritannien oder Frankreich, wo »The Great War« im öffentlichen Gedächtnis nach wie vor eine große Rolle spielt.

Diese Lücke füllt die Metal-Band um den Bamberger Künstler »Noise«. Für die Songs lässt Noise sich von Erfahrungsberichten und Feldpostbriefen aus dem Ersten Weltkrieg inspirieren. Auch wenn in seltenen Fällen Ungenauigkeiten auftauchen, beispielsweise im Lied über die Schlacht von Cambrai 1917 (»Panzerhenker«), bleiben Kanonenfieber in ihren Songs nahe an der harten und sehr wenig heroischen Wirklichkeit der Frontsoldaten des Ersten Weltkrieges – für ein Unterhaltungsprodukt wird hier ein hoher Maßstab an Authentizität gesetzt.

Die Beschreibung, wie eine kaiserliche U-Boot-Besatzung jämmerlich erstickt (»Die Havarie«), wie ein Soldat in den brutalen Tunnelkämpfen der Westfront leidet (»Maulwurf«) oder wie Tausende im Winter 1914/1915 in den Karpaten erfrieren (»Der Füsilier«), sind frei von jedem Heroismus. Kanonenfieber packen diese wenig bekannten Episoden in starke Texte und Riffs.

Besonders hervorzuheben ist die Genauigkeit, mit der militärische Fachbegriffe in den Lyrics auftauchen. In einem Lied über die Skagerrak-Schlacht (»Z-Vor!«) die Worte Feuerleitungsübung, Funkgeräthörer und Geschützüberprüfung zu reimen, ist eine Leistung.

Die Ästhetik der Gruppe, in Weltkriegsuniformen und vermummt aufzutreten, mag nicht jedem gefallen. Trotzdem führt die Beschäftigung mit den Texten den Hörer an die weniger beleuchteten, aber nichtsdestotrotz wichtigen Orte der deutschen Militärgeschichte im Ersten Weltkrieg.

»Kanonenfiebers« Live-Darbietungen sind keine leichte Kost; sie machen die Schrecken von Krieg und Gewalt erfahrbar. Dass die Band bewusst darauf verzichtet, ihre Gesichter zu zeigen, verstärkt den Fokus auf die Geschichten, welche die Band in ihren Liedern erzählt, eingerahmt in eine durchdachte Bühnenshow. Wer den Ersten Weltkrieg also einmal in unkonventioneller Form (nach-)erleben will und dabei Lust auf Gitarren und Schlagzeug hat – reinhören!

Tobias Pech

Noisebringer Records

»Menschenmühle«: Cover zum 2021 veröffentlichten gleichnamigen Album der Band Kanonenfieber

Ausstellungen

BAD NEUENAHR-AHRWEILER

Regierungsbunker Bad Neuenahr-Ahrweiler
Am Silberberg 0
53474 Bad Neuenahr-Ahrweiler
Tel.: 0 26 41 / 91 17 053
https://www.regbu.de
Dauerausstellung
April bis Oktober: Mittwoch, Samstag, Sonntag, Feiertag 10.00 bis 16.00 Uhr
März und November: Samstag und Sonntag 11.00 Uhr / 13.00 Uhr / 15.00 Uhr
Dezember bis Februar: Samstag und Sonntag 12.00 Uhr / 14.00 Uhr
Gruppen durchgängig täglich außer montags 10.00 bis 16.30 Uhr
Eintritt 15,00 Euro
Ermäßigt: 6,00 bis 14,00 Euro
Bis 8 Jahre frei

BERLIN

Der Holocaust – Was wussten die Deutschen?
Dokumentationszentrum Topographie des Terrors
Niederkirchnerstraße 8
10963 Berlin
Tel.: 0 30 / 25 45 0950
www.topographie.de
Sonderausstellung
Bis 31. Januar 2027
Täglich 10.00 bis 20.00 Uhr
Eintritt frei

1941. Juni-Briefe. Ungelesene Feldpost aus Kamjanez-Podilskyj
Museum Berlin-Karlshorst
Zwieseler Straße 4
10318 Berlin
Tel.: 0 30 / 50 15 08 10
www.museum-karlshorst.de
Sonderausstellung
Bis 10. Januar 2027
Dienstag bis Sonntag 10.00 bis 18.00 Uhr
Eintritt frei

Umstrittene Verwandtschaft – Koloniale und nationalsozialistische Gewalt
Deutsches Historisches Museum
Unter den Linden 2
10117 Berlin
Tel.: 0 30 / 20 30 47 50
https://www.dhm.de/
Sonderausstellung
16. Oktober 2026 bis 11. April 2027
Täglich 10.00 bis 18.00 Uhr
Eintritt 7,00 Euro
Ermäßigt 3,50 Euro
Bis 18 Jahre frei

BONN

VERLASSEN, VERFALLEN, VERGESSEN – Lost Places in Deutschland
Haus der Geschichte
Museumsmeile
Willy-Brandt-Allee 14
53113 Bonn
Tel: 0 228 / 91 65 400
www.hdg.de
Sonderausstellung
Bis Frühjahr 2027
Fotoausstellung in der U-Bahn-Galerie
Rund um die Uhr zugänglich
Eintritt frei

BREMERHAVEN

Still stehen – Seeleute und Geflüchtete in der Pandemie
Deutsches Schifffahrtsmuseum
Hans-Scharoun-Platz 1
27568 Bremerhaven
Tel: 0 471 / 48 20 70
https://www.dsm.museum
Sonderausstellung
Bis 1. März 2027
Täglich (Wintersaison: Mittwoch bis Sonntag) 10.00 bis 18.00 Uhr
Eintritt: 10,00 Euro
Ermäßigt: 5,00 Euro
Bis 18 Jahre frei

DARMSTADT

Drachen. Mythos und Wirklichkeit
Hessisches Landesmuseum Darmstadt
Friedensplatz 1
64283 Darmstadt
Tel.: 0 61 51 / 36 01 200
https://www.hlmd.de/
Sonderausstellung
Bis 17. Januar 2027
Dienstag, Donnerstag, Samstag, Sonn- & Feiertag 11.00 bis 18.00 Uhr Mittwoch 11.00 bis 20.00 Uhr
Eintritt 12,00 Euro
Ermäßigt 8,00 Euro
Bis 18 Jahre frei

NÜRNBERG

Memorium Nürnberger Prozesse
Bährenschanzstraße 72
90429 Nürnberg
Tel.: 0 911 / 23 12 86 14
https://museen.nuernberg.de
Dauerausstellung
Mittwoch bis Montag 10.00 bis 18.00 Uhr
Eintritt: 7,50 Euro
Ermäßigt: 2,50 Euro
Eintritt bis 4 Jahre frei

WUSTRAU

Kopfgeburt | Preußen
Brandenburg-Preußen-Museum
Eichenallee 7a
16818 Wustrau
Tel.: 0 33 925 / 70 798
www.brandenburg-preussen-museum.de/
Dauerausstellung
Dienstag bis Sonntag 10.00 bis 16.00 Uhr
Winterschließzeit ab 30.11.2026
Eintritt: 7,00 Euro
Ermäßigt: 3,00 Euro

Der besondere Tipp

Kritisches Kultobjekt: »Feldtagebuch – Allein unter Männern«

»Ja lüg' ich denn?« Ein Stück Bundeswehrgeschichte ist bis heute auf YouTube anzusehen: Der 2002 erstmals im Südwestrundfunk ausgestrahlte Dokumentarfilm »Feldtagebuch – Allein unter Männern« von Aelrun Goette bietet einen skurrilen Blick in die Zeitgeschichte, ist aber zugleich eine besondere Quelle. Im Fokus stehen vier junge Rekrutinnen, die nach der Öffnung aller militärischen Laufbahnen für Frauen im Jahr 2001 ihre Grundausbildung beim Panzergrenadierbataillon 294 in Stetten am Kalten Markt antreten. Der Film bietet mehrere spannende Perspektiven:

Er thematisiert die ersten Rekrutinnen in einem Kampfverband der Bundeswehr. Im Film zu sehen sind sie beim Formaldienst, bei Sporttests, in der Schießausbildung. Verletzungen, Krankheit sowie der rüde Umgangston der Ausbilder führen dazu, dass die Frauen rasch in einem negativen Bild dastehen. Insgesamt entsteht der Eindruck, dass sie kaum wissen, was in der Grundausbildung abverlangt wird. Der Film zeigt zudem, wie eine männlich geprägte Sicht auf das Militär in einen Geschlechterkonflikt mündet. Während einige Ausbilder Frauen generell die Tauglichkeit zum Soldatenberuf absprechen, bezeichnen die Rekrutinnen ihre Ausbilder als »Frauenhasserbande«. Das »Feldtagebuch« ist damit ein Zeugnis für den zeitgenössischen zwischenmenschlichen Umgang in der Bundeswehr und die damalige Militärkultur.

Die Regisseurin bezeichnete die Stimmung von Bundeswehrvertretern, die bei der Filmpremiere 2002 in Stuttgart anwesend waren, als mindestens »betreten«. Fakt ist: Die Dreharbeiten wurden 2001 nicht durch Presseoffiziere begleitet. Die nachfolgenden Ermittlungen aufgrund des dokumentierten Fehlverhaltens durch Ausbilder, die auch im Bericht des Wehrbeauftragten 2003 Erwähnung fanden, belegen den naiven Umgang mit der Pressearbeit.

Rund 1,3 Millionen Zugriffe auf YouTube und eine bis heute aktive Kommentarspalte zeugen von einem gewissen Kultstatus, nicht nur innerhalb der Bundeswehr. Doch es bleibt kritisch zu hinterfragen: Basiert dieser Kult vor allem auf den markigen Sprüchen von Ausbilder Armin Fortenbacher oder darauf, dass der Film ein inzwischen veraltetes und eher skurriles Bild über Frauen in der Bundeswehr zeichnet? Er ist in jedem Fall ein mediengeschichtliches Dokument einer Bundeswehr im Umbruch. Also Attacke: Reinschauen, aber kritisch anschauen!

Nils Birk

Bundeswehr / Detmar Modes

Teil der Truppe: Seit 2001 sind alle Laufbahnen der Bundeswehr für Frauen geöffnet.

Impressum

Herausgegeben
vom Zentrum für Militärgeschichte und Sozialwissenschaften der Bundeswehr
durch Oberst Dr. Frank Hagemann
und Oberst Dr. Martin Hofbauer (V.i.S.d.P.)

Chefredakteurin:
Cornelia Juliane Grosse M.A.

Chef vom Dienst:
Major Martin Schulz M.A.

Redaktion:
Hauptmann Dr. Luisa Eckert
Dr. Peter Lieb
Major Tobias Pech M.A.
Oberstleutnant Dr. Klaus Storkmann
Oberstleutnant Dr. Dennis Werberg

Leiter Fachbereich Publikationen:
Dr. Christian Adam
Bildredaktion: Esther Geiger
Redaktionsassistenz: Christine Mauersberger
Lektorat: Björn Mielbrandt
Karten: Frank Schemmerling
Ausstellungen: Daniel Schilling M.A.
Layout: Carola Klinke

Anschrift der Redaktion:
Redaktion »Militärgeschichte«
ZMSBw
Postfach 60 11 22, 14411 Potsdam
E-Mail: ZMSBwRedaktionMil.Geschichte@bundeswehr.org
Homepage: www.zms.bundeswehr.de

Manuskripte für die **Militärgeschichte** werden an obige Anschrift erbeten. Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird nicht gehaftet. Die Redaktion behält sich Änderungen von Beiträgen vor. Die Wiedergabe in Druckwerken oder Neuen Medien, auch auszugsweise, anderweitige Vervielfältigung sowie Übersetzung sind nur nach vorheriger schriftlicher Zustimmung erlaubt. Die Redaktion übernimmt keine Verantwortung für die Inhalte von in dieser Zeitschrift genannten Webseiten und deren Unterseiten.

Für das Jahresabonnement gilt aktuell ein Preis von 16,50 Euro inklusive Versandkosten (innerhalb Deutschlands). Die Hefte erscheinen in der Regel jeweils zum Beginn eines Quartals. Die Kündigungsfrist beträgt sechs Wochen zum Ende des Bezugszeitraumes.

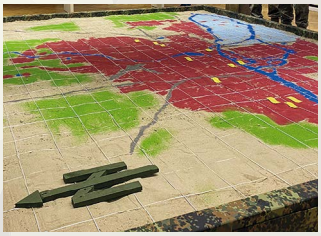
Ihre Bestellung richten Sie bitte an:
ZMSBw
z.Hd. Frau Christine Mauersberger
Postfach 60 11 22, 14471 Potsdam
Tel.: 0331/9714 599, Fax: 0331/9714 507
E-Mail: ChristineMauersberger@bundeswehr.org

© 2026 für alle Beiträge beim ZMSBw

Druck: Druckhaus Plagge GmbH
An der Feuerwache 7, 49716 Meppen
E-Mail: info@druckhaus-plagge.de

ISSN 0940-4163

Regionale Ausstellung Landeskommando Hamburg



Bundeswehr / Schilling

Bundeswehr / Schilling

Sturmflut 1962, Amts- und Katastrophenhilfe, Zivilschutz im Wandel der Zeit, Planungen zur Landes- und Bündnisverteidigung und Zivil-militärische Zusammenarbeit: All das und noch viel mehr zeigt die Regionale Ausstellung des Landeskommandos der Freien und Hansestadt Hamburg auf über 1000 Quadratmetern.

Der Blick zurück in die Geschichte der Bundeswehr in Hamburg gelingt mit Szenen und Objekten aus dem Dienstalltag, mit Stubennachbildungen, Ausrüstung, Uniformen, Modellen und Waffen. Doch auch die heutige Rolle des Landeskommandos als zivil-militärische Schnittstelle im Rahmen der Gesamtverteidigung kann hier hautnah erlebt und diskutiert werden. In der Ausstellung präsentieren sich auch weitere Hamburger Dienststellen mit ihren Aufgaben und Fähigkeiten.

Anfassen, Mitmachen, Eintauchen: in diesem Hamburger Bundeswehr-Schaufenster ist alles gewünscht und gewollt.

Bundeswehr / Schilling

Bundeswehr / Schilling

Bundeswehr / Schilling

Reichspräsident-Ebert-Kaserne
Osdorfer Landstraße 365
22589 Hamburg

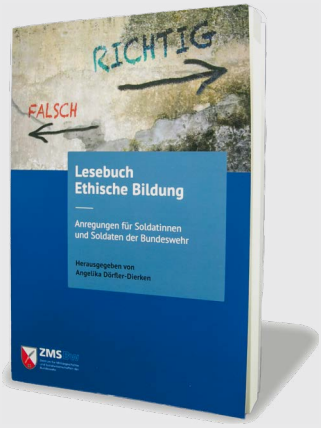
RegionalausstellungHamburg@bundeswehr.org
040 / 866 484 913

Informationen zu den Sammlungen der Bundeswehr erhalten Sie unter: ZMSBwMuseumswesen@bundeswehr.org

www.zms.bundeswehr.de

Publikationen des ZMSBw

Milena A. Jakšić
Operativer Luftkrieg
Luftwaffe Doctrine, Bomber Deployment and Combined Arms Operations during World War II
Berlin/Boston: Walter de Gruyter 2026
(= Zeitalter der Weltkriege, 28),
448 Seiten, 44,95 Euro,
ISBN 978-3-11138050-6;
E-Book, 44,95 Euro, ISBN 978-3-11138088-9



Lesebuch Ethische Bildung
Anregungen für Soldatinnen und Soldaten der Bundeswehr
Im Auftrag des ZMSBw hrsg. von Angelika Dörfler-Dierken,
Potsdam 2026 (= Potsdamer Schriften des Zentrums für Militärgeschichte und Sozialwissenschaften der Bundeswehr, 37),
318 Seiten, ISBN 978-3-99192-591-0,
14,00 Euro

Podcast ZUGEHÖRT!

ZUGEHÖRT! Der Podcast des ZMSBw

Seit der »Zeitenwende« ist neben der militärischen Landes- und Bündnisverteidigung auch die Zivilverteidigung wieder in den Fokus gerückt. Kann man dafür aus der Zeit des Kalten Krieges lernen? Und wie stellt sich die (Bedrohungs-)Lage heute dar?
Hierzu spricht Oberstleutnant Michael Gutzeit mit Ferdinand Gehringer und Cornelia Juliane Grosse in der aktuellen Folge des Podcasts »Zugehört!«